

*Neuwährener
Professorenpredigten
2010*

Friede ist das höchste der Güter



INHALT 2010

23. Mai (Pfingsten) Prof. Dr. Mix
*Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes und
der Kirche*
6. Juni Prof. Dr. Marold
Friede nach Joh 14:23-27
4. Juli PD OKR Dr. Hach
Geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede
1. August Prof. Dr. Debus
Friede von Gott – Friede mit Gott
5. September Prof. Dr. Niemann
Pax optima rerum
3. Oktober Prof. Dr. Mix
Frieden und Krieg
7. November Prof. Dr. Susenbeth
*Und der Friede Gottes, der höher ist als
als alle Vernunft, bewahre eure Herzen
und Sinne in Christus Jesus*
5. Dezember Prof. Dr. Kuder
Die Weihnachtsgeschichte

Nachtrag vom 6. Dezember 2009:

Prof. Dr. Susenbeth: Jesus und Nikodemus- Die
Frage nach dem Erkennen Gottes

Zum Geleit

Den Jahrgang 2010 der Neuwührener Professorenpredigten zierte diesmal ein neues Titelblatt. Statt der vertrauten Silhouette der Waldkapelle am Rande des Neuwührener Gehölzes grüßte ausnahmsweise das Siegel der Kieler Universität, was deren Präsident Prof. Dr. Gerhard Foquet freundlicher Weise gestattete. Was hat die Neuerung veranlaßt? Als sich das Kollegium der Professorenprediger im altherwürdigen Refektorium des Kieler Klosters zur alljährlichen Beratung über ein Rahmenthema, Termine etc. traf, machte der gastgebende Klostervogt darauf aufmerksam, dass in dem alten Gemäuer 1665 der Dänenkönig Christian Albrecht die Universität gegründet hatte. Aus der begreiflichen Friedenssehnsucht nach den verheerenden Verwüstungen der Dreißigjährigen Kriegs versteht sich die Siegelumschrift: << Pax optima rerum – Der Friede ist das höchste der Güter >>. Davon inspiriert, wählte das Professorenkollegium das Gründungsmotto der Universität für seine Predigtreihe 2010 als Oberthema. Als weiteres Motiv mag eine Bronzestatue vom Stadt- und Klostergründer Herzog Adolf mitgewirkt haben. Das Kunstwerk zeigt ihn, seine Kriegerrüstung ablegend und in die Kutte des Benediktinermönchs schlüpfend, um seinen Frieden in der Nachfolge Jesu zu finden. Ich denke, dieses gesamte Ensemble gibt eine überaus symbolträchtige Hintergrundkulisse für das Thema < F r i e d e > ab.

Der Predigtjahrgang 2010 sei dem verehrten Kollegen Prof. Dr. Friedhelm Debus gewidmet. Herzlicher Dank ist ihm für seinen uneigennütigen Dienst über 35 Jahre gewiß. Seine gehaltvollen Predigten mit der geschliffenen Diktion des Philologen und Germanisten bleiben als Schatz der Kapelle in der Deutschen Nationalbibliothek thesauriert. In die Bresche, die sein Abschied hinterläßt, springen der Agrarwissenschaftler Prof. Dr. Susenbeth und der Kunstwissenschaftler Prof. Dr. Kuder. Damit dürfte mittelfristig die Fortsetzung der Predigtreihe gewährleistet sein.

Die Neuwührener Waldkapelle – ein ehemaliges Spritzenhaus umfunktioniert zu einer romanischen Kapelle – ist weit und breit ein Unikat. Sie lebt bar jeder Kirchensteuer nur von freiwilligen Spenden und ehrenamtlichen Diensten. Der Ökumene und dem Laienpriestertum aller Gläubigen verpflichtet versucht sie, wissenschaftliche Fachkompetenz mit einem persönlichen Glaubenszeugnis und Bindung an die Bibel zu verknüpfen. Inmitten postmoderner Säkularität wahrt sie gleichzeitig Traditionen des Preetzer Klosters, dem es, wie dessen Anrainer seit je, gerne attestiert:

„Unter dem Krummstab ist gut leben.“

Waldkapelle Neuwühren, 10. Januar 2011

Prof. Drs. Kaus Kürzdörfer

(Moderator)

Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes und der Kirche.

Die Hoffnung läßt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist aus-gegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist. [Rö. 5.5]

Die Christenheit kennt und feiert im Laufe des Kirchenjahres drei große Feste:

- Weihnachten – die Geburt Jesu als das Zeichen für die Liebe Gottes zu uns Menschen –
- Ostern – die Auferstehung Jesu Christi nach seinem Tod am Karfreitag als Zeichen der Hoffnung und der Gnade –
- und Pfingsten am 50.Tag nach Ostern als ein Zeichen für das Wirken des Heiligen Geistes.

Weihnachten und Ostern beziehen sich auf anschaulich wahrnehmbare Ereignisse – Geburt, leeres Grab. Das Geschehen bei dem ersten Pfingstfest, wie es in der Apostelgeschichte beschrieben wird, ist dagegen weniger konkret greifbar. Auch wird in den Schriften des Neuen Testaments nicht definiert: was ist der Heilige Geist; sondern es wird praktisch beschrieben: was bewirkt der Heilige Geist. Und so war auch für mich der dritte Artikel unseres Glaubensbekenntnisses lange Zeit ziemlich abstrakt.

Tatsächlich wurde mir erst sehr viel später bewusst: der Heilige Geist ist das Tor zum Verständnis des Wirkens Gottes, ist die Verbindung zwischen Gott und den Menschen. Durch den Heiligen Geist ist die Erinnerung an die Ereignisse von Weihnachten und Ostern lebendig erhalten. Dennoch ist der Heilige Geist nicht konkret fassbar. Das kommt auch in dem Bericht über das erste Pfingstfest zum Ausdruck. Dort heißt es: [Apg. 2.12-13] *Alle gerieten außer sich und waren ratlos. Die einen sagten zueinander: Was hat das zu bedeuten? Andre aber spotteten: Sie sind vom süßen Wein betrunken.* Diese drei Sätze – eigentlich nur am Rande der Apostelgeschichte – beschreiben die Situation so lebensecht. Alle sind Zeugen des gleichen Geschehens, aber kommen zu unterschiedlicher Deutung. Am Ende heißt es in der Apostelgeschichte: [Apg. 2.41] *Die nun, die sein Wort annahmen, ließen sich taufen.* – An den Anderen geht das Ereignis offensichtlich spurlos vorbei.

Auch wir machen in unserem Leben immer wieder die Erfahrung, daß uns plötzlich eine Erkenntnis aufgeht – oder daß wir einem Missgeschick entgehen oder uns eine glückliche Fügung widerfährt. Die einen sagen nur „Glück gehabt“ und damit gehen sie darüber hinweg; die anderen nehmen die Ereignisse des Lebens – die guten wie auch die schlechten – als das Wirken Gottes wahr.

Der Heilige Geist ist für uns nicht nach unserem Willen verfügbar; er ist eine Gnade Gottes. Jesus sagt im Gespräch mit Nikodemus, einem *führenden Mann unter den Juden*: [Joh. 3.8] *Der Wind (griech./hebr.: Geist) weht, wo er will; du hörst sein Brausen, du weißt aber nicht woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist.* Wir können nicht über den Heiligen Geist verfügen, aber wir können darum bitten. Und im Lukas Evangelium sagt Jesus: [Luk. 11.13] *Wenn nun schon ihr, die ihr böse seid euren Kindern gebt, was gut ist, wie viel mehr wird der Vater im Himmel denen den Heiligen Geist geben, die ihn bitten.* Und Martin Luther schreibt in der Erklärung zum dritten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses, daß wir „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“ zum Glauben kommen. Und er übersetzt den Text zu dem alten Kirchenlied aus dem 12.Jh.: „Nun bitten wir den Heiligen Geist um der rechten Glauben allemeist ...“ [EG 124]

Durch das Feuer des Heiligen Geistes sind bei dem ersten Pfingstfest viele Menschen zum Glauben gekommen. Die Apostelgeschichte spricht von *etwa dreitausend Menschen*, die sich taufen ließen. [Apg. 2.44] *Und alle die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam.* Das war also die Gurtstunde der Kirche, der Gemeinschaft, die sich dem Herrn zugehörig fühlte. Und nichts anderes heißt das griechische Wort „kyniake“ = zum Herrn gehörig; kyniake: daraus leitet sich das deutsche Wort „Kirche“ ab.

Einen ganz wesentlichen Einfluß auf die rasche und erfolgreiche Ausbreitung des christlichen Glaubens hat die Missionstätigkeit des Apostels Paulus. Auch darin zeigt sich das Wirken des Heiligen Geistes. Die Briefe des Paulus an verschiedene Gemeinden in Klein-Asien und Rom, die Fragen beantworten, die Empfehlungen und Anweisungen enthalten, geben ein lebensnahes Bild der frühen

christlichen Gemeinden. Die Briefe zeigen auch, daß sich trotz aller kulturellen und zivilisatorischen Veränderungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen seitdem wenig verändert hat.

Die Ermahnungen des Paulus sind heute noch so gültig und notwendig wie vor jetzt bald zweitausend Jahren. So z.B schreibt er an die Gemeinde in Rom die Aufforderung zu einem Leben im Geist; die Anrede lautet: *an alle in Rom, die von Gott geliebt sind, die berufenen Heiligen*: Später heißt es in dem Brief: [Rö. 12.9-12] *Eure Liebe sei ohne Heuchelei. Verabscheut das Böse, haltet fest am Guten! Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan, übertrefft euch in gegenseitiger Achtung! Laßt nicht nach in eurem Eifer, lasst euch vom Geist entflammen und dient dem Herrn! Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet!* und weiter schreibt er dann: [Rö. 12.16-18] *Seid untereinander eines Sinnes; strebt nicht hoch hinaus, sondern bleibt demütig! Haltet euch nicht selbst für weise! Vergeltet niemand Böses mit Bösem! Seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht! Soweit es euch möglich ist, haltet mit allen Menschen Frieden!* Das alles kann auch heute noch jede christliche Gemeinde in ihre Satzung schreiben. Diese Forderungen gelten aber in ihrer Gesamtheit; unredlich argumentiert, wer nur einzelne ihm günstige Forderungen für sich herausucht – und damit den anderen gewissermaßen erschlägt.

Paulus kennt die Menschen und ihre Schwächen. Nicht „Frieden um jeden Preis“, sondern haltet Frieden „soweit es euch möglich ist“. Denn Frieden ist immer eine Sache von zwei Parteien. Was soll man tun, wenn der andere nicht will? Hält man sich selbst für weise? Soll man in gleicher Münze zurückzahlen? Dann ist Krieg. Beide Seiten steigern sich in sinnlose Aggressionen. Auch für diesen Fall hat Paulus einen Rat; er formuliert das sehr einprägsam: [Rö. 12.20-21] *Wenn dein Feind Hunger hat, gib ihm zu essen, wenn er Durst hat gib ihm zu trinken; tust du das, dann sammelst du glühende Kohlen auf sein Haupt. Laß dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute.*

Aus den Anfängen nach Pfingsten hat sich trotz zeitweiliger massiver Verfolgung und Unterdrückung in weniger als drei Jh. die Urkirche entwickelt. Dann wurde das Christentum durch Kaiser Konstantin im römischen Reich toleriert und schon bald auch zur Staatsreligion. Unterschiedliche theologische Auslegungen gerieten dadurch zunehmend auch unter den Einfluß machtpolitischer Interessen. Das führte mehrfach zu Kirchenspaltungen, die zum Teil bis heute nicht überwunden sind. Die verschiedenen Glaubensrichtungen stritten nicht nur im geistlichen Disput, sondern sie bekämpften sich mit Haß und Gewalt – entgegen dem christlichen Gebot der Liebe (und dem Gebot des Paulus: *haltet euch nicht selbst für weise*).

Gott ist für uns Menschen nicht wirklich vorstellbar, somit kann jede Religion und jede Glaubensrichtung auch nur ein Teilaspekt des von uns nicht zu begreifenden göttlichen Ganzen sein. Kein Mensch und keine Religion ist im Besitz der ganzen Wahrheit. Das bedeutet nicht, daß unser Glaube beliebig ist. Für jeden von uns ist unser persönlicher Glaube einzig und nicht austauschbar. Wir müssen aber anerkennen, daß für den Angehörigen einer anderen Konfession auch sein Glaube einzig ist. Das zu leugnen ist menschliche Torheit. Und es ist menschliche Anmaßung zu meinen, es sei ein gottgefälliges Werk Andere wegen ihres abweichenden Glaubens zu strafen oder – wie oft geschehen – gar zu töten. Vielmehr ist die Liebe das oberste Gebot: *Die Liebe Gottes, die ausgegossen ist in unsere Herzen durch den Heiligen Geist* – wie es im Predigttext heißt – und die wir weitergeben sollen an unsere Mitmenschen.

So feiern wir auch hier in der „Kleinen Waldkapelle zum ewigen Trost“ Gottesdienst unter dem Gebot der Liebe. Diese Gottesdienste in der Waldkapelle sind nicht als Konkurrenz zu den Amtskirchen, den „normalen“ Kirchen und ihren ordinierten Pastorinnen und Pastoren zu verstehen. Ein besonders Merkmal ist, daß hier in der Waldkapelle besonders Laien zu Wort kommen. In den urchristlichen Gemeinden galt das „allgemeine Priestertum“ – gewissermaßen zwangsläufig. Aber es geht auch zurück auf die Verheißung Gottes an die Israeliten: [Ex. 19.5] *ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und eine heiliges Volk gehören.*

Nun mag man sich fragen, weshalb Laien? Anders als in den ersten christlichen Gemeinden haben wir doch eine durchorganisierte Kirchenverwaltung. Gibt es nicht genügend Fachleute, also Theologen? Wer ein Haus bauen will, geht ja auch zum Architekten, also einem Fachmann und nicht zu irgend einem Laien. Aber beim Haus zählt nur das Endprodukt. Es muß funktionsgerecht, solide und ohne Mängel gebaut sein. Wie die verschiedenen Handwerker vorgehen, wie die einzelnen Arbeitsschritte ablaufen, interessiert allenfalls den Fachmann. Anders ist es bei der Verkündigung des Evangeliums, der christlichen Botschaft; das ist eine Beziehung zwischen Gott und jedem einzelnen Menschen. Martin Luther formuliert das so: „Der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“ Davon kann jeder sein Bekenntnis ab-

legen; entweder im Stillen für sich oder – so er sich berufen fühlt – öffentlich im kleinen Kreis; auf jeden Fall aber in der frohen Gewißheit: *Die Hoffnung läßt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.* Amen.

Es ist nicht einfach unter den vielen, vielen Stellen der Bibel, die vom Frieden sprechen, eine Stelle als Ausgangspunkt für die heutige Predigt zu wählen. In Anbetracht der Tatsache, dass Ostern und Pfingsten nicht weit zurückliegen, habe ich eine Stelle aus den Abschiedsreden des Johannesevangeliums gewählt. Sie handelt vom Frieden als Vermächtnis Jesu:

„Wenn einer mich liebt, wird er mein Wort bewahren, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, bewahrt meine Worte nicht; und das Wort ist nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat. Das habe ich zu euch geredet, während ich unter euch weilte. Der Helfer aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht so, wie die Welt gibt, gebe ich euch.“ (Joh. 14.23-27)

Von einem dreifachen Vermächtnis ist hier die Rede: das gesprochene Wort, das vom Vater stammt, das Versprechen, dass ein Helfer die Erinnerung und die Lehre bewahren helfen wird, und den Frieden. Und dieser Friede ist so wichtig, dass im Epheserbrief (6,15) die frohe Botschaft als „Evangelium des Friedens“ bezeichnet wird; dass er in Grußformel wie „der Friede sei mit dir“ verwendet wird. Paulus beginnt seine Briefe mit „Gnade sei euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus“ (Röm. 1,7; 1. Kor. 1,3; 2. Kor. 1,2 usw.) Und im Glora heißt es: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen seines Wohlgefallens.“

Dieser Friede aber ist von dem Frieden der Welt verschieden, wie es heißt. Wir erfahren nicht worin der Unterschied liegt, und das soll der Gegenstand unserer Überlegungen sein.

Als die Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorf 1665 die Kieler Universität gründet, wurde ein Siegel gewählt mit der Umschrift: *Pax optima rerum*. Der Friede ist das höchste aller Güter. Dieser Spruch stammt aus einer Inschrift im Rathaus von Münster, wo 1648 der Westfälische Friede geschlossen wurde, der den dreißigjährigen Krieg beendete, einen Krieg, der fast ganz Europa verwüstet hatte. Man kann verstehen, dass den Menschen dieser Spruch am Herzen lag. Nie wieder Krieg! Die Geschichte zeigt jedoch, wie schnell diese Einsicht wieder verflogen ist und immer wieder verfliegt.

Die Abwesenheit von Krieg ist zwar wünschenswert, aber sie reicht nicht aus, um das was Frieden ist, zu definieren; und schon gar nicht das, was Jesus uns vermacht hat. Denn seit seinen Tagen haben unendlich viele Kriege den Menschen Leid gebracht und sie sind sogar in seinem, Jesu Namen, geführt worden und die einzelnen Krieg führenden Parteien haben sich dabei auf Gott berufen. Theologen haben sich bemüht, um einen „gerechten Krieg“ zu rechtfertigen. Es scheint, als ob es nicht oder nur zeitlich und regional eingegrenzt möglich sei, auf bewaffnete Auseinandersetzungen zu verzichten. Nein, das kann der Friede nicht sein, den Jesus in seinen Abschiedsreden meinte.

Schon seit dem Alten Testament wird Friede in einem umfassenderen Sinn verstanden: als Ausdruck der Fülle und des Geglücktseins des menschlichen Lebens, als Zustand des Menschen, der in Harmonie mit Gott und der Welt lebt, aber auch in Wohlstand, Ruhe und Sicherheit. Und immer schon war der Friede ein Gut, das von Gott kam. „Jahwe ist Friede“ ist der Name eines Altars, den Gideon errichtet. Friede wird im Lauf der Entwicklung nahezu gleichbedeutend mit Heil, das von Gott kommt. Die Einsicht, dass ein von Menschen gemachter Friede immer brüchig ist, führte dazu, Gott als Garant für den Frieden zu verstehen. Aber hat die Geschichte nicht diese Einsicht doch immer wieder Lügen gestraft?

Schon im Alten Testament hat man Gerechtigkeit mit dem Frieden verknüpft: So entwirft Jesaias (32,15-16) eine Vision eines gerechten Friedensreiches:

„Aufs Neue wird über uns ausgegossen der Geist aus der Höhe; dann wird die Wüste zum fruchtbaren Garten, und der Garten wird als Wald erscheinen.

Dann weilt in der Wüste das Recht, und im Fruchtgarten wohnt die Gerechtigkeit. Die Wirkung der Gerechtigkeit wird Friede sein, die Frucht des Rechtes ewige Sicherheit.“

Recht und Gerechtigkeit sind unabdingbare Voraussetzungen des Friedens, sowohl individuell, sozial, national und international, genauso wie Unrecht und Ungerechtigkeit die Keimzellen neuen Unfriedens, neuer Kriege in sich tragen. Die Weltgeschichte ist voll von Friedensschlüssen, aus denen neue Kriege entsprangen. Und der Hauptgrund war zumeist, dass sie nicht wirklich Gerechtigkeit wollten, sondern zumeist von einem Sieger einen Unterlegenen diktiert wurden, und wenn dieser nicht weise war... Und so ist es ja auch im individuellen Leben: Wie viele Kompromisse werden zähneknirschend geschlossen? Aber es gibt immer wieder Menschen, die sei es im politischen Leben, sei es im individuellen, persönlichen Le-

ben, dem Frieden dienen wollen, die versuchen gerecht zu sein, das Böse nicht zu vergelten. Das Ideal solcher Friedensstifter schildert uns Paulus im Kolosserbrief 3, 12-17:

Zieht denn an,... ein herzliches Erbarmen, Güte Demut, Sanftmut, Geduld! Ertraget einander und vergebet einander, wenn einer über den anderen zu klagen hat; wie Christus euch vergeben hat, so tut auch ihr! Und über alldem ziehet die Liebe an, das Band, das die Vollendung ausmacht.

Der Friede Gottes herrsche in eurem Herzen: zu ihm seid ihr in dem einen Leibe berufen.“

Mit Recht werden solche Friedensstifter selig gepriesen: „*Selig die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes heißen.*“ (Mt. 5,9). Zunächst sieht das so einfach aus, jeder Mensch guten Willens könnte sich dazu bekennen. Doch wenn wir diese Worte wirklich ernst nehmen und uns fragen, werden wir entdecken, dass wir im Grunde lau sind. Finanzielle Spenden statt wirklichem Erbarmen, Arrangements und Koexistenz statt Güte und Sanftmut und Geduld. Distanz statt einander ertragen. Vergessen und verdrängen wir nicht, wenn uns Unrecht widerfahren ist, statt ehrlich zu vergeben? Wie gerecht sind wir wirklich, wenn man sich den Zustand der Welt ansieht, wo der Westen immer noch von der Armut der anderen Kontinente profitiert – und wir sind ein Teil davon. Wenn es auf uns ankäme, müssen wir bekennen, zu dem Frieden, der Gerechtigkeit und Wohlergehen für alle meint, tragen wir nur recht eingeschränkt bei.

Diese beschämende Erkenntnis macht uns jedoch bereit, Frieden als Gottes Gabe anzunehmen, so wie Christus in seinen Abschiedsreden gesagt hat: Meinen Frieden gebe ich euch... Friede ist zugleich Gabe Gottes und Aufgabe des Menschen. Er wird zwar immer wieder dabei scheitern und immer wieder von seinem Fall aufstehen müssen – selbst Gerechteste fällt 77mal des Tages, aber er ist geborgen, in dem göttlichen Frieden. So muss uns klar sein, dass wir aus eigenen Kräften ein Friedensreich schaffen können, und deswegen beten wir im Vater unser: Dein Reich komme, dein Wille geschehe. Wenn wir dieses Gottesreich als kommende Vollendung dieser Welt verstehen, kommen wir zu dem dritten essentiellen Unterschied zwischen dem Frieden, den Christus gibt und dem der Welt: dem eschatologischen Aspekt. Schon im Alten Testament haben die Propheten von einem Friedensreich geträumt, in dem Gott bei den Menschen wohnt:

Ich werde mit ihnen einen Bund des Friedens schließen, ein ewiger Bund soll es für sie sein, und ich werde sie zahlreich werden lassen und werde mein Heiligtum mitten unter sie stellen auf ewig. Meine Wohnung wird bei ihnen sein, und ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein. (Ez. 37,26-27)

Die Vision des himmlischen Jerusalem in der Apokalypse nimmt dieses Thema unmittelbar auf:

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Und die heilige Stadt, das neue Jerusalem, sah ich herabsteigen aus dem Himmel von Gott her, bereitet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt wird. Und ich hörte eine mächtige Stimme vom Throne her sprechen: „Siehe, das Zelt Gottes unter den Menschen. Und er wird bei ihnen sein Zelt aufschlagen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und er wird abwischen jede Träne von ihren Augen, und es wird keinen Tod mehr geben, auch keine Trauer, keinen Klageschrei, keine Mühsal wird es mehr geben; denn das Frühere ist vorbei.“

Das dürfen wir als Vollendung des Friedensreiches sein, die Vollendung was keimhaft mit der Gabe des Friedens durch Jesus als Abschiedsvermächtnis begann. So wie es Paulus im Römerbrief formuliert:

„Das Reich Gottes ... ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Hl. Geist.“ (Röm. 14.17)

Geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede

Römerbrief Kap. 8: 1-6

Wir treten heute in dieser Kapelle vor Gott in großer Erwartung, sicher jeder von uns. Aus ganz verschiedenen Lebenslagen sind wir geprägt und gestimmt und irgendwie immer noch auf der Suche, auch die älteren unter uns.

Ist es vielleicht eine unbestimmte Angst zu versagen, also allein nicht weiterzukönnen, überfordert zu sein, vielleicht alleingelassen?

Jedenfalls ist es schwer, solche Ängste mitzuteilen; sie kleben irgendwie an uns.

Ein theologisch gebildeter Denker wie Paulus bezieht diese Angstbindung auf unsere Sterblichkeit, auf die ständige Gefährdung unseres Lebens und auf Schwächen und Leiden. Er schreibt (Röm 7:24): Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todverfallenen Leibe?- Und tatsächlich ziehen die Ängste uns immer wieder herunter, zeigen uns die dunkle Seite, nehmen wieder den Mut.

Es ist wie eine Bindung an die Perspektive unseres Todes vor seiner Zeit. Dieses Ende vor Augen, werden wir mutlos und endgültig einsam.

Zeitweise gibt es ein Ablenken, ein Ausweichen, aber diese Perspektive lähmt und blockiert.

Wie soll man da neue Lebensschritte wagen und gestalten? Wie neue Freunde finden, wie andere Menschen trösten? Und Paulus deutet diesen Todesbezug zusätzlich als eine Bindung an das Böse, als Gottesferne (Röm 7:19): Das Böse, das ich nicht will, das tue ich, weil die Sünde in mir wohnt.

Für ihn tritt also zur Perspektive des Todes die Erkenntnis unlösbarer Schuld. Die so vorgestellte Todesnähe ängstet und lähmt und verbindet sich für Paulus mit Schuldbewußtsein, also dem Wissen um eine große Ferne zu Gott. Das ist es also, was an innerer Last unausgesprochen mitkommt, wenn wir voller Erwartung vor Gott treten.

Davon frei zu werden - das ist wohl unser Hoffen auch heute. Also nicht mehr einsam sein, sondern wirklich angenommen werden, ja: dauerhaft angenommen sein, ohne jeden Zweifel auch erkennbar in unserem sozialen Verhalten, daß uns jemand und mehrere bildlich und tatsächlich in den Arm nehmen, mit offenen Armen aufnehmen und in liebevoller Offenheit begleiten. Wir möchten akzeptiert werden, das täte uns dauerhaft gut.

Erst auf der Basis einer solchen Erfahrung werden wir unsere Lebensperspektive nicht mehr auf Ängste bis zum Tod verengen. Das hat sich dann überlebt.

Es ist durch liebevolle menschliche Annahme erstaunlich klar von uns abgefallen.

Erst jetzt, von diesem neu geschenkten Lebenspunkt aus, sehen wir weiter, denken wir weiter, sind wir mental frei, Gutes zu suchen und uns zu engagieren.

In der Frage nach unserem Tod müßte sich der neue Standort zuerst bewähren. Wir dürfen uns dem annähern, was über Jahrhunderte als Todesverständnis vor Gott entstanden ist und in sehr alten Bibeltexten durchscheint.

Einerseits ist der Tod immer noch grausam und eine absolute Grenze. Das schwere Lebensende geschieht aber mit Gott, so wird in ältesten Texten vorsichtig gedacht.

Später dann gehen die Vorstellungen über den Tod stärker auf Gott zu, sind also theologisch schon mutiger: Es wird geglaubt, daß Gott sein Volk aus dem Machtbereich des Todes in Gestalt von Krankheit oder Unglück herausführen kann (Ps 88:7; Amos 9:2 und andere). Denn Gott ist der Herr des Lebens, für den Einzelnen und für das Volk Israel.

Der tiefste Schrecken des Todes wäre der Verlust unserer Lebens-Gemeinschaft mit Gott (Ps 88:6).

Dieser Glaube wird im Einzelfall sogar zur persönlichen Gewißheit: Gott kauft meine Seele los, aus der Macht des Schattenreiches sogar entnimmt er mich (Ps 49:16). Das bedeutet theologisch: Die enge Gemeinschaft mit Gott überdauert sogar den Tod. Die späte Apokalyptik in Daniel 12 führt das dann noch weiter zu der Erwartung einer Auferstehung der Toten in der Endzeit.

Die Theologie jüdischer Apokalyptik liegt aber für uns immer noch 2000 Jahre zurück und trägt allein nicht mehr. Wir Heutigen möchten empirisch belastbare Fakten, vielleicht glaubwürdige Erfahrungen dieser starken Hoffnung über eine Todesgrenze hinaus kennenlernen. Ein Hinweis auf Jesus am Kreuz und am Ostermorgen liegt uns nahe, aber wie verstehen und wie anderen verständlich machen?

Glücklich, wem - aus der Rückschau erkennbar - eine Begegnung geschenkt wurde, die hier einen Anstoß gab, symbolisch gesprochen: wie von einem Engel.

In unserer Zeit sind das seltene Höhepunkte großer Liebe und Annahme gerade des Schwachen, des Ängstlichen, des Einsamen.

Manchmal sind es eher Lebenszeugen, die uns angestoßen und bewegt und bis heute begleitet haben.

Für ihr Umfeld, oft sogar weiter reichend für ihr Land waren das auch Zeugen für einen inneren und äußeren Frieden, der aus einer solchen Glaubenshaltung entsteht.

Ein solcher Zeuge von weltgeschichtlicher Wirkung ist auch Paulus, nämlich in seiner Ostererweckung vor Damaskus und in seiner Theologie, in seinem Leben und in seiner Wirkung als Förderer kirchlicher Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu.

Er schreibt davon (Röm 8:1-6), daß der Tod überwunden ist; damit ist auch die Sündenver-

fallenheit durch Christus überwunden; und er schreibt, daß durch beides Gottes Friede sich über die Welt ausbreiten wird: Fleischlich gesinnt sein ist der Tod, aber geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede.

Damit erklärt Paulus seinen Glauben und zugleich seine Erfahrung. Er selbst ist ja in der Urgemeinde dem Glauben und der Auferweckungserfahrung älterer Apostel begegnet, was ihn gestärkt hat. Aber, wie er betont, er hatte seinen eigenen Engel, einen eigenen Gottesimpuls vor Damaskus. Die Wucht seiner Gotteserfahrung prägte ihn neu, und ihre Folgewirkungen sind in den bald 2000 Jahren bis zu uns nicht schwächer geworden.

Paulus wurde dadurch zum Haupterklärer der Christusbefreiung, obwohl er zuvor gar kein originaler Jesus-Jünger gewesen ist. Schon für den Kirchenvater Augustin wurde er ein wichtiger Glaubenserklärer, ebenso später für Luther. Seine Theologie zieht ihre Spur bis heute.

Ist das nicht genug an Gotteskraft und Zeugnis für uns? Selbst für wen es noch keinen persönlichen Engel gab - es gibt für alle die Brieftexte dieses Engels oder Boten.

Es gibt also die Einladung durch Jesus und dieses Zeugnis des Paulus zusammen mit der Urkirche. Auf beides dürfen wir reagieren. Damit können wir unsere begründeten Ängste der Todesverfallenheit zurücklegen in Gottes Verantwortung. Wir können sie nicht selbst tragen, das haben wir erlebt, und wir brauchen sie nicht allein zu tragen.

In der Symbolsprache des Neuen Testaments verstehen wir: Jesus hat sie für uns getragen und gleichsam mitgenommen in seine Auferweckung. Auch unsere begründeten Ängste eigenen Versagens dürfen wir so zurücklegen in Gottes Verantwortung.

Wenn wir das tun, und das wird zugleich ein Test sein, werden wir bei Gott angekommen sein.

In den Worten des Paulus werden wir dadurch vor Gott gerecht, also richtig und akzeptabel gemacht.

Aus diesem neuen Geist, also in dieser neuen Wirklichkeit leben wir dann in neuem Frieden. Es ist eine neue Dimension unseres alten Lebens, die nun offen ist. Dieser Friede wird auch von uns weiter ausstrahlen, als man denken würde.

Er bedeutet: Geistlich leben, die Gottesbeziehung in Anspruch nehmen und festhalten, sie auch ausdrücken. Das vermehrt Frieden unter uns und in der Welt. In dieser Annahme des Schwachen, wie sie Jesus gepredigt und gelebt hat, fängt das Reich Gottes an. Es wächst in uns und durch uns und mit uns. Die Ängste reduzieren sich, bleiben zurück. Der Tod wird eingegrenzt. Eigene Schuld wird tragbar. Wir sind dauerhaft angenommen. Also sind wir schon jetzt ganz angekommen.

Friede von Gott – Friede mit Gott

Für meine nunmehr letzte Predigt in der Neuwührener Reihe der Professorenpredigten – es ist die 35. – habe ich zwei Texte ausgewählt, die auf den ersten Blick kaum zusammenpassen wollen. Dennoch tun sie das. Der erste ist ein Vers aus dem Neuen Testament; sehr wohl bekannt:

„Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!“ (Phil. 4,7)

Der zweite Text ist ein Vers aus dem Alten Testament; ebenso wohl bekannt:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ (Jes. 43,1)

„Sei doch vernünftig!“ „Nimm endlich Vernunft an!“ – So oder ähnlich hat bestimmt schon jeder von uns mehr oder weniger genervt bei strittigen Fragen seinem Gesprächspartner gegenüber reagiert – oder einem selbst ist das gesagt worden. Es wird ja recht viel gestritten in unserem Alltag, nicht selten im privaten Bereich, aber auch im öffentlich-politischen Zusammenhang. Wir kennen das alle. Da ist dann von Unvernunft die Rede. Unvernünftig ist in der Regel aber immer der Andere. Jeder will Recht behalten, er ist überzeugt, auf der richtigen Seite zu stehen und versteift sich leicht zu Behauptungen und Verletzungen, die Gräben aufreißen, die schwer oder gar nicht mehr zuzuschütten sind. Ein Richter, der viel mit Eheproblemen zu tun hatte, bemerkte einmal: „Jetzt ist mir erst klar geworden, welche Bedeutung das Wort vom Frieden hat, der höher ist als alle Vernunft.“ Da sind wir bei unserm ersten Predigttext angekommen.

Luther hat in seiner Bibelübersetzung den entsprechenden griechischen Begriff treffend mit „Vernunft“ wiedergegeben. Andere übersetzen z. B. mit „Denken“ oder „Verstand“. Das ist nicht eigentlich falsch, ist doch das griechische Wort *νοῦς* vielfältig in seiner Bedeutung; es kann 'Besinnung, Denken, Denkweise, Denkkraft, Verstand, Vernunft, Geist, Überlegung, Einsicht, Klugheit, Sinnesart, Meinung' und anderes mehr bedeuten. Nun werden im täglichen Sprachgebrauch „Vernunft“ und „Verstand“ nahezu gleichbedeutend verwendet. In den eingangs genannten Beispielen könnten auch annähernd „verständlich“ oder „Verstand“ gebraucht werden. Gleichwohl scheint mir in unserem Kontext „Vernunft“ das treffende Wort zu sein. „Vernunft“ birgt in sich nicht die Möglichkeit des Negativen. Ein wirklich vernünftiger Mensch tut nichts Böses, er ist klug, gütig und friedlich. Wie heißt es doch in Sprüche 13,16?: „Ein Kluger tut alles mit Vernunft“ oder in Prediger 2,26: „dem Menschen [...] gibt er Weisheit, Vernunft und Freude.“ Der Mensch ist ein

vernunftbegabtes Wesen – im Unterschied zum Tier. Er hat natürlich auch Verstand. Doch dieser kann im Gegensatz zur Vernunft das Negative beinhalten. Gerade auch Menschen mit hohem Verstand können diese Eigenschaft missbrauchen, Böses tun, den Anderen übervorteilen, Geschäfte auf Kosten anderer machen. Das ist bei der Vernunft nicht möglich. Ein vernünftiger Mensch tut das nicht, er wäre unvernünftig, täte er es. Vernunft erlaubt uns, das Menschen Mögliche an Positivem auf Grund der Verstandesfähigkeit zu erlangen. Im Rationalismus des 18. Jahrhunderts meinte man gar, durch diese Fähigkeiten den Offenbarungsglauben durch den Vernunftglauben ersetzen zu können, Gott also aus Vernunftgründen zu erfassen, an ihn aus eigener Vernunft zu glauben. Das entspricht freilich nicht der biblischen Wahrheit, die Luther im zweiten Hauptstück seines Kleinen Katechismus so formuliert hat: „ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten [...].“

Gott hat uns Menschen also mit Vernunft begabt, damit wir in unserer Welt, in unserem Alltag vernünftig miteinander umgehen. Das betrifft jeden einzelnen von uns und betrifft alle möglichen Situationen, in denen Schwierigkeiten zu bewältigen sind. Wenn zwischen Ehepartnern, Eltern und Kindern, Nachbarn, Vereinen, Betrieben, Politikern, Parteien, Gemeinden oder Völkern stets die Vernunft herrschen würde, ginge es allenthalben vertrauensvoll und friedlich zu. Friede ist ein hohes Gut, ja das höchste Gut – so heißt das Motto im Kieler Universitätssiegel, und es ist auch das Motto unserer diesjährigen Predigtreihe, nämlich „pax optima rerum“. Da sind wir uns wohl alle einig, alle Vernunft aufzubieten, um dieses Ideal zu erreichen. Doch wir wissen auch, dass gerade mit dem Wort „Friede“ Missbrauch getrieben werden kann und wird – wie schon der Prophet Jeremia angesichts der verbreiteten Lügenhaftigkeit ausruft: sie „sagen ‚Friede, Friede!‘ und ist doch nicht Friede.“ (Jer. 6,14) Wir wollen gleichwohl dankbar sein, dass unser Volk nun schon so lange mit seinen Nachbarn in Frieden lebt und hoffentlich weiter leben wird. Das war ja in unserer Geschichte nicht immer so, im Gegenteil. Gerade in unfriedlich-kriegerischen Zeiten war die Sehnsucht nach Frieden besonders lebendig. Das erklärt wohl auch, dass Eltern früher ihren Kindern gerne bestimmte Namen gegeben haben, um dieser Sehnsucht Ausdruck zu verleihen. Denken wir nur an Namen wie *Friedrich* ‚stark im Frieden‘, *Friedemann* ‚Mann des Friedens‘, *Winfried* ‚Freund des Friedens‘ oder *Friedeburg* ‚Burg des Friedens‘, *Friedegund* ‚Kämpferin für den Frieden‘ oder *Elfriede* ‚edler Friede‘ und viele andere, wobei der am Ende des 1. Weltkrieges gegebene Jungename *Bringfried* und danach der Mädchename *Bringfriede* besonders sprechend sind. Und wie viele *Friedenseichen* sind nicht gepflanzt worden! *Krieg* als stark negativ aufgeladenes Wort wurde durch das Gegenwort *Friede* in traditionellen Namen gelegentlich sogar ersetzt. So benannte sich der bei Merseburg gelegene Ort *Kriegsdorf* in *Friedensdorf* um und ließ das amtlich sanktionieren. Wir sehen,

wie sehr der Friede auch im Alltag als höchstes Gut Gestalt annehmen kann. Manch andere Beispiele ließen sich nennen.

Und doch: alle Vernunft reicht nicht hin, um den Frieden Gottes, den Frieden von Gott und den Frieden mit Gott zu erlangen. Unser erster Predigttext ist da ganz eindeutig: Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft. Was aber ist dieser Friede Gottes, wie sollen wir ihn beschreiben? Was sagt die Bibel dazu? – Jesus sagt zu seinen Jüngern: „meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ (Joh. 14,27) Und weiter: „Solches habe ich mit euch geredet, dass ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Joh. 16,33) Dieser Friede ist also etwas ganz anderes als der auf Vernunft beruhende Friede dieser Welt. Der Apostel Paulus bringt es erklärend auf den Punkt: „Nun ihr denn seid gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus.“ (Röm. 5,1) Diese Gerechtigkeit erlangen wir durch den Glauben an die Erlösungstat Jesu Christi. Er ist, wie Paulus im Vers vor dem eben zitierten ausführt, „um unserer Sünden willen dahingegangen und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt.“ (Röm. 4,25) Das war ja auch die heilsgeschichtliche Erkenntnis Martin Luthers, dass wir von unserem sündigen Wesen gerettet werden allein durch den Glauben ohne des Gesetzes Werke. Nur so also wird uns der Friede Gottes geschenkt, nur so haben wir Frieden mit Gott. Nur so haben wir Geborgenheit und die Gewissheit, Gottes Eigentum zu sein. Das hebräische Wort für Friede, das wir wohl alle kennen, ist *Shalom*. Es meint die vollkommene Geborgenheit bei und in Gott.

Hier nun kommt unser zweiter Text aus dem alten Testament zur Sprache. Auch darin ist von Erlösung die Rede, vom Einssein mit Gott und dass wir uns nicht zu fürchten brauchen: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ (Jes. 43,1) Gern wird ja zitiert, was Goethe seinen Faust sagen lässt: „Name ist Schall und Rauch.“ Dass dem nicht so ist, wird durch diesen Text deutlich, und wir wissen es auch aus eigener Erfahrung. Jeder von uns trägt einen Namen, dieser ist jedem einzelnen gegeben worden. Die Eltern haben gewusst, wie wichtig es ist, ihrem Kind einen bedeutsamen Namen mit auf den Lebensweg zu geben. Den richtigen, den passenden Namen zu wählen, ist oft gar nicht so einfach. Die Vorstellungen der Namengeber gehen da gelegentlich auseinander. Doch man muss sich einigen, und man tut es ja auch schiedlich-friedlich. Wir alle sind dann in den uns gegebenen Namen im Laufe der Zeit sozusagen hineingewachsen. Wir haben früh gelernt, ihn auszusprechen, zu buchstabieren und zu schreiben. Mit unserem Namen unterschreiben wir schließlich Briefe, Dokumente, Rechnungen, Überweisungen. Unser Name, das sind wir selbst. Mein Name steht für mich als Person. Wir haben uns mit der Zeit einen Namen gemacht. Unsere Lebensgeschichte ist in unseren Namen eingeschrieben. Wir sind durch unseren Eigennamen unverwechselbar, einzigartig. Über andere unterhalten wir uns,

indem wir ihre Namen nennen, sie werden dann gegenwärtig. Und wenn wir mit unserem Namen gerufen werden, fühlen wir uns unmittelbar angesprochen, wir sind dann gegenwärtig und nicht mehr anonym. Nicht wenige Menschen scheuen sich geradezu, ihren Namen preiszugeben, weil sie das Gefühl haben, damit verfügbar, vereinnahmt zu werden. Das ist der alte Rumpelstilzcheneffekt, eine urtümlich-mythische Vorstellung. Genau das verdeutlicht auch unser zweiter Text. Indem Gott meinen Namen nennt, mich mit ihm ruft, macht er mich zu seinem Eigentum, vereinnahmt mich sozusagen, so wie ich bin. Was für eine wundersame Vorstellung! Wenn wir aufmerksam die Bibel lesen, erfahren wir, welche Bedeutung dem Namen als solchem zugesprochen wird. Gott kennt unsere Namen, uns selbst wie wir sind. Der Name – Schall und Rauch? Oh nein, dieser Ausspruch löst sich sozusagen in Rauch auf!

Ganz wichtig für uns Christen ist, dass wir in der Taufe mit dem dabei gegebenen Namen Gott zugeordnet worden sind. Noch mehr: ich bin getauft auf den höchsten aller Namen, auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes – es ist der Name *Friedefürst* (Jes. 9,5). Durch den göttlichen Namen bin ich Glied der Gottesfamilie. Im gern gesungenen Lied heißt es:

„Ich bin getauft auf deinen Namen,
Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist;
ich bin gezählt zu deinem Samen,
zum Volk, das dir geheiligt heißt.
Ich bin in Christus eingesenkt,
ich bin mit seinem Geist beschenkt.“ (EKG 200,1)

Dies ist der Geist des Friedens, der höher ist als alle Vernunft. Es ist der Friede mit Gott, der uns die Gewissheit gibt, Gottes Eigentum zu sein. Hier verbinden sich unsere beiden Predigttexte.

Es ist uns gesagt, dass wir in einer friedgefährdeten oder friedlosen Welt keine Angst zu haben brauchen – dann, wenn wir mit Gott im Reinen sind, wenn wir mit ihm und in ihm Frieden haben. Paulus fügt in seinem Text hinzu, dass dieser Friede unsere „Herzen und Sinne“, das heißt unser ganzes im persönlichen Namen verkörpertes Sein, in Jesus Christus bewahren (behüten) möge. So können wir diesen Frieden, der höher ist als alle Vernunft, auch an andere weitergeben, zum Werkzeug seines Friedens werden, wie es einmal bildlich ausgedrückt wurde. Das sei daher unsere Bitte am Schluss: Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens!

Amen.

Erlauben Sie noch ein persönliches Schlusswort. Dies ist, wie eingangs erwähnt, meine letzte Predigt in Neuwühren gewesen. Ich habe diesen Dienst über die Jahre hin gerne getan, doch auch, wie ich gestehen muss, mit gelegentlichen Zweifeln – Zweifeln, ob ich als Verkündiger des Wortes Gottes

stets die richtigen eigenen Worte gefunden habe. Ich kann nur hoffen, dass Gott seinen Segen gibt, auch über das Unvollkommene hinaus.

Ich wünsche der Neuwührener Predigtreihe, die in ihrer Art etwas Besonderes darstellt, eben diesen Segen Gottes für die Zukunft!

Pax optima rerum

„Deutschland schafft sich ab“ – das ist der provozierende Titel eines provozierenden Buches, über das seit wenigen Tagen alle sprechen. Schon seit längerer Zeit behauptet der Autor Thilo Sarrazin, Muslime, die nach Deutschland eingewandert sind, vor allem Türken und Araber, trügen zum wirtschaftlichen Wohlstand wenig bei, sondern nutzen ihn nur aus und versuchten, Deutschland in eine islamische Gesellschaft zu verwandeln.

Guckt man sich in Europa um, so wird man kaum bestreiten können, dass auch andere Länder Probleme mit muslimischen Einwanderern haben, zum Beispiel, aber nicht nur unsere Nachbarn wie Dänemark, die Niederlande, Frankreich oder die Schweiz. Schafft vielleicht nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa sich selbst ab? Und wenn ja, was für ein Europa ist das? Ist es in erster Linie ein wirtschaftlich und politisch erfolgreiches Europa, oder ist es ein zumindest ehemals christliches Europa, das früher so genannte christliche Abendland, das sich von seinen eigenen geistigen Grundlagen, religiösen Überzeugungen und ethischen Wertvorstellungen Schritt für Schritt emanzipiert?

Gespannt war das Verhältnis zwischen Christentum und Islam von Anfang an, seit der Entstehung des Islam 622 n. Chr. und in Folge seiner gewaltsamen Ausbreitung seit Mohammeds Lebzeiten über tausend Jahre hinweg, in denen der Islam große Teile der Welt beherrschte vom Atlantik bis nach Indien und von der Christenheit als enorme Bedrohung empfunden wurde, bis 1683, als die Türken vor Wien eine schwere Niederlage erlitten. Seitdem fühlt sich der Islam zurückgedrängt, während die christlichen Kontinente Europa und Amerika politisch, wirtschaftlich und wissenschaftlich im Vorteil sind. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist der Hauptstreitpunkt zwischen westlichen und muslimischen Ländern Israel, das Heilige Land, das kurz nach Mohammeds Tod bis zum Ersten Weltkrieg mit Unterbrechung der 100 bis 200 Jahre währenden Kreuzzüge weit mehr als tausend Jahre lang islamisch beherrscht wurde und nun ein Judenstaat mit arabischer Minderheit ist. Ein zweiter Problembereich ist die Immigration von Muslimen in westliche, zumindest früher christliche Länder seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und die Frage ihrer Integration. Provozierend gesagt: 1683 waren die Türken militärisch vor Wien, heute leben viele Türken mitten in Wien.

Mit dem Blick auf das Jahr 1683 gelangen wir in die Epoche der Geschichte, aus der die Universität Kiel stammt. Das Siegel der Universität Kiel zeigt eine Frau, die in der einen Hand einen Palmenzweig und in der anderen ein Füllhorn mit Ähren trägt – ein Symbol des Friedens. Das sagt auch die Unterschrift unter dem Bild: pax optima rerum – der Friede ist von allen Dingen das beste. Herzog Christian Albrecht von Gottorf hat diese nach ihm benannte Universität gegründet. Das war im Jahr 1665. Dieses Jahr 1665 ist von zwei Ereignissen zeitlich gleich weit entfernt, die für den Frieden in Europa von enormer Bedeutung waren. 1648 wurde der Westfälische Frieden geschlossen. Mit ihm wurde der Dreißigjährige Krieg beendet, ein Krieg, der begonnen hatte als militärische Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten und in den nach und nach viele große europäische Völker verwickelt wurden – ein Krieg der europäischen Nationen und zugleich der christlichen Konfessionen gegeneinander. Mit dem Westfälischen Frieden wurde die konfessionelle Teilung Europas in katholische und protestantische Länder festgeschrieben. 17 Jahre nach dem Ende dieses Krieges, also 1665, wurde die hiesige Universität gegründet. Aber 18 Jahre nach der Gründung der Kieler Universität, 1683, fand wieder ein kriegerisches Ereignis statt, das jahrhundertlang und tiefgreifende Auswirkungen auf Religionen und Nationen in Europa hatte: nämlich die erwähnte zweite Niederlage der Türken vor Wien, die der islamischen Expansion nach Europa für Jahrhunderte ein Ende setzte und mit der der

allmähliche Niedergang des Osmanischen Reiches und damit des Islam begann. Auch hier nicht nur ein Krieg zwischen Österreich bzw. dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und der Türkei, sondern eine Auseinandersetzung zwischen zwei Weltreligionen, Christentum und Islam. Krieg und Frieden, das war im 17. Jahrhundert wie im 20. und 21. nicht nur eine Sache zwischen Völkern und Staaten, sondern auch zwischen Religionsgemeinschaften.

Bleiben wir noch einen Augenblick im 17. Jahrhundert. Damals, in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens, zur Zeit der Türkenkriege und kurz vor der Gründung der Universität Kiel, lebte in Frankreich ein Philosoph, Blaise Pascal (1623-1662), dessen Denken als Wendepunkt in der philosophischen Gotteslehre betrachtet werden kann. Seit den alten Griechen, seit der Zeit von Platon und Aristoteles waren die Philosophen nicht nur davon überzeugt, dass Gott existiere, sondern auch, dass man seine Existenz beweisen könne. Man glaubte nicht an Gott, sondern man meinte zumindest, man wisse, dass es ihn gibt. Im 17. Jahrhundert, bei Blaise Pascal, wird das anders. Seiner Ansicht nach kann man die Existenz Gottes mit der Vernunft weder beweisen noch widerlegen. Man muss sich aber entscheiden. Man kann und muss wetten, ob es Gott gibt oder nicht: „Wenn Sie gewinnen“ – wenn man also auf Gottes Existenz setzt und es ihn tatsächlich gibt –, „dann gewinnen Sie alles, wenn Sie verlieren, dann verlieren Sie nichts“ (Pensées Fr. 233). Kant hat 120 Jahre später 1781 diesen Gedanken von der Unbeweisbarkeit der Existenz Gottes dahingehend weitergeführt, dass wir nur im Bereich sinnlich wahrnehmbarer Dinge sichere Erkenntnisse gewinnen könnten, also nicht wissen könnten, dass Gott existiert; wir müssten es aber glauben, weil Gott die Garantie dafür gebe, dass das sittlich gute Handeln des Menschen nach dem Tod in eine ewige Glückseligkeit münde. Weitere 60 Jahre danach geht Ludwig Feuerbach noch einen Schritt weiter mit seiner Behauptung, die Nichtexistenz Gottes beweisen zu können. Damit wird die Erkenntnislage gegenüber Antike und Mittelalter geradezu umgedreht: Nicht die Existenz Gottes, sondern seine Nichtexistenz meinte man beweisen zu können. Zwei Zeitgenossen Kants im 18. Jahrhundert, der englische Philosoph David Hume und der deutsche Dichter und Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing, stellten die Zuverlässigkeit der Wunder und damit die Beweisbarkeit des Wahrheitsanspruches des christlichen Glaubens in Frage. Ein zwingender Beweis, dass Gott existiere und dass er sich in Jesus Christus und im Christentum den Menschen geoffenbart habe, ließ sich nicht mehr führen. Die Vereinbarkeit von christlichem Glauben und menschlicher Vernunft – bekanntlich die Lieblingsidee des Papstes Benedikt XVI. – war damit preisgegeben. Nicht als geschichtliche und gesellschaftliche Größe, aber als intellektuelles Erklärungsprinzip der Welt und der Menschheit hatte sich das Christentum, auf dessen Boden die neuzeitliche Religionskritik gewachsen war, selbst abgeschafft – lange bevor sich manche über die vielen „Kopftuchmädchen“ in Berlin echauffieren.

Was in der Aufklärung nur wenige Gebildete und kritische Denker überzeugte, ist auf einer freilich geistig eher flachen Ebene heute seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts Allgemeingut geworden. Das christliche Europa hat sich abgeschafft, weil es auf das Christentum längst verzichtet hat. In dem ehemals christlichen Europa stehen sich nachchristlicher Unglaube der Europäer und ein weitgehend unerschütterlicher, fundamentalistischer islamischer Glaube der Migranten gegenüber.

Zu fragen bleibt allerdings, ob auch das Christentum sich selbst abschaffen kann und wie es das bewerkstelligen könnte. Das Christentum existiert in institutioneller Form in der Gestalt der Kirche. Kirche aber gibt es de facto nach 2000 Jahren Christentum nur im Plural, d.h. als eine Vielzahl von Kirchen, mit einer Gesamtmitgliederzahl von etwa 2 Milliarden. Eine einzelne Organisation könnte sich zwar auflösen, wenngleich das bei einer weltweiten wie

z.B. der römisch-katholischen mit 1,1 Milliarden schwer durchzuführen wäre. Dass sich alle christlichen Kirchen selbst auflösen würden, ist soziologisch nahezu ausgeschlossen. Zu fragen bleibt allerdings, ob das Christentum nicht in die Gefahr geraten könnte, sich als geistige Größe selbst abzuschaffen. Wenn eine Gesellschaft nicht mehr weiß, was man Ostern oder Pfingsten eigentlich feiert, weil ihr die Inhalte, die Festgeheimnisse nichts mehr bedeuten, dann wird sie irgendwann auch an den Festen selbst nicht mehr festhalten können und wollen. Mit der Umwandlung von Christi Himmelfahrt in den Vatertag ist das bereits geschehen.

Jan Assmann hat bekanntlich die These vertreten, der Monotheismus sei Ursache der religiösen Intoleranz und der Gewalt. Wer nur einen einzigen Gott anerkenne, der bestreite die Rechtmäßigkeit der Verehrung anderer Götter und werde gewalttätig gegen deren Anhänger. Der Soziologe Ulrich Beck hat vorgeschlagen, die Religionen sollten ihren Anspruch auf absolute Wahrheit aufgeben und sich nur noch dem Frieden verpflichtet wissen. In eine ähnliche Richtung geht das Projekt Weltethos von Hans Küng.

Die Wahrheitsfrage aber kann man auch im Disput der Religionen nicht einfach ausklammern. Darf oder gar soll man z.B. Menschen wegen Ehebruchs steinigen? Das Alte Testament schreibt das vor (Lev 20,10, vgl. VV. 11-17), der Islam praktiziert es heute noch, Jesus von Nazareth kommentierte die Absicht, so etwas zu tun, mit dem berühmten Satz: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ (Joh 8,7) Kann man derartige Probleme wirklich jeder einzelnen Familie, jedem Dorf oder jeder Religion allein überlassen?

Religionen, besonders Offenbarungsreligionen wie Judentum, Christentum und Islam, haben sich nicht selbst erschaffen und ihrer eigenen Überzeugung nach ihre Lehren auch nicht erfunden, sondern sie führen sie jeweils auf göttliche Offenbarungen zurück und können sie daher ihrem Selbstverständnis nach nicht einfach über Bord werfen. Man kommt nicht weiter, wenn man im Blick auf religiöse Toleranz die Absolutheitsansprüche der verschiedenen Religionen einfach ablehnt, denn dann wäre nur noch eines absolut gültig und verbindlich, nämlich dass nichts absolut gültig und verbindlich ist. Mit einem berühmten Ausdruck von Joseph Ratzinger nennt man so etwas heute die „Diktatur des Relativismus“.

Den Religionen und ihren Mitgliedern, die an der unverrückbaren Wahrheit ihres Glaubens festhalten, ist aber andererseits vielfach gar nicht bewusst, dass ihre religiösen Lehren sich im Lauf der Geschichte gewandelt haben, dass sie selbst manche ihrer Überzeugungen zumindest zeitweise zu stark pointiert haben, oft um sich voneinander abzugrenzen.

Nach Jahrhunderten theologischer Abgrenzung und kirchlicher Spaltung sind Katholiken und Lutheraner in den vergangenen Jahrzehnten wieder miteinander ins Gespräch gekommen und haben es 1998/99 geschafft, sich theologisch ausgerechnet in der zentralen Frage der lutherischen Reformation, nämlich der Rechtfertigungslehre, zu einigen. Nicht in allen, aber in den wesentlichen Punkten stimmt man überein. Die verbleibenden Meinungsverschiedenheiten würden heute keine Kirchentrennung mehr begründen können. Dieser Durchbruch in den offiziellen Gesprächen der Kirchenleitungen zeigt, dass derartige Gespräche tatsächlich zu Ergebnissen und Übereinstimmungen führen können, dass also Verständigung und Übereinkunft in Religionsfragen möglich sind.

Natürlich wären theologische Übereinkünfte zwischen Christentum und Islam schwieriger als die Einigung in der Rechtfertigungslehre zwischen Katholiken und Lutheranern. Auch eine theologische Einigung oder Übereinkunft zwischen Christentum und Judentum ist realistischerweise kaum zu erwarten. Das Christentum hat jüdische Wurzeln, und wenige Jahrzehnte nach dem Tod Jesu haben sich Judentum und Christentum voneinander getrennt, auseinander gelebt und gegeneinander gehandelt. Aber auch hier kann man die Frage nach

dem Gemeinsamen so zuspitzen, dass das Trennende in den Hintergrund tritt. Vor Jahren war ich mit einer Gruppe Kieler Studenten im Heiligen Land. Unser einheimischer israelischer Führer, der theologisch recht bewandert war, brachte den Unterschied zwischen Juden und Christen auf folgenden Punkt: „Juden und Christen warten auf das Kommen des Messias am Ende der Weltgeschichte. Ihr Christen glaubt, er war – in der Person Jesu – schon einmal da, wir Juden lehnen das ab. Wir werden ja hören, was der Messias bei seiner Ankunft sagt. Wenn er sagt: Hier bin ich endlich, dann haben wir Juden Recht. Wenn er aber sagt: Hier bin wieder, dann habt ihr Christen Recht.“

Franz-Josef Niemann

Frieden und Krieg

PAX OPTIMA RERUM – so lautet der Wahlspruch der Christian-Albrecht-Universität seit ihrer Gründung im Jahre 1665 und dieser Satz ist auch das Generalthema der Professoren-Predigten in diesem Jahr. Der Frieden ist die beste Sache; der Frieden ist das höchste Gut. Dem kann man nur uneingeschränkt zustimmen. Besonders wer von uns die Schrecken, das menschliche Leid, die Not und das Elend des letzten Krieges erlebt hat – und sei es wie in meinem Fall nur im Kindesalter. Ich wurde zwar gerade noch nicht an die Front geschickt, dafür aber kam die Front dann zu mir. Wir wohnten in Berlin und erlebten den Bombenkrieg und schließlich die Eroberung durch die sowjetische Armee. Ich hatte zwar Angst. Aber als Kind ist mir der ganze Umfang der Gefahr und des Grauens erst später im Rückblick bewusst geworden. Umso dankbarer bin ich für die 65 Jahre Frieden seitdem in unserem Land – pax optima rerum.

Zu dieser These fällt mir spontan aber auch die Antithese ein. Es gibt Zitate, die zu unserem Wahlspruch im Widerspruch stehen. Gemeint sind hier nicht gewissenlose Kriegsgewinnler, die sich auf Kosten der Leiden anderer Menschen bereichern – oder junge unerfahrene Offiziere, die sich in Kriegszeiten eine schnellere Beförderung erhoffen. Ich möchte hier zwei seriöse Beispiele anführen:

1. den griechischen Philosophen Heraklit (ca. 550 – ca. 480 v.Chr.); er lebte vor etwa 2.500 Jahren in Ephesos. Von ihm stammt der Satz: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“. Und
2. Jesus, der im Matthäus-Evangelium mit dem Satz zitiert wird: ... *Ich bin nicht gekommen um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.* [Mt. 10.34]

Wie soll man diese beiden Zitate verstehen?

1. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“

Ein Vater ist im allgemeinen Verständnis der Erzeuger seiner Kinder, der sie schützt und versorgt und für sie das Beste erreichen will. Das schafft er – wenn überhaupt – nur durch mühevollen Arbeit. Da ist es oft einfacher, den Nachbarn zu überfallen und ihm das Benötigte zu rauben, besonders auch wenn die Ressourcen begrenzt sind. Nach diesem Prinzip wird seit grauer Vorzeit und im Grunde bis heute verfahren – zwischen Völkern oder Stammesgruppen, aber auch im bürgerlichen Leben. Der Schwache muß also den Überlegenen mitversorgen. Dagegen wiederum sucht der sich zu schützen, indem er seine Verteidigungskraft stärkt oder wenn möglich auch selbst zum Angreifer wird. Das regt den menschlichen Erfindungsgeist in besonderem Maße an und schärft den Verstand.

Hierfür zwei Beispiele aus der fernen Vergangenheit: Als das Volk der Hyksos um 1650 v. Chr. in Ägypten einfiel, waren die Hyksos den Ägyptern überlegen, denn sie führten als Erste das Pferd und den Wagen im Kampf ein. Etwa 100 Jahren lang beherrschten die Hyksos das Land, dann hatten auch die Ägypter die neue Technik erlernt. – Ein anderes Beispiel: Als um etwa 1400 v. Chr. die Hethiter als Erste das Eisen als Werkstoff für Waffen und Geräte verwendeten, wandelte sich infolgedessen die gesamte politische Konstellation des mittleren Orients.

Die Reihe der Erfindungen, die den Gang der Geschichte entscheidend verändert haben, läßt sich beliebig fortsetzen bis in die Gegenwart. Nahezu alle Erfindungen und Entwicklungen lassen sich nicht nur für kriegerische Zwecke sondern auch friedlich nutzen. Der Einsatz von Pferd und Kampfwagen brachte den Hyksos vorübergehend einen Vorteil gegenüber den Ägyptern. Die Herstellung und Nutzung von Eisen brachte für die Hethiter eine entscheidende Überlegenheit gegenüber ihren Nachbarn bis auch die Nachbarn gelernt hatten Waffen und Rüstungen aus Eisen herzustellen und somit wieder Waffengleichheit herrschte.

Viel größer und dauerhaft aber war der Nutzen beider Entwicklungen für die gesamte Menschheit. Der Einsatz von Pferd und Wagen verbesserte die Mobilität und förderte den Handel. Die Verwendung von Eisen für Pflugscharen steigerte die landwirtschaftliche Produktivität um ein Mehrfaches. Auch konnte vorher nicht bearbeitbares Land nun landwirtschaftlich genutzt werden. Wie so oft also liegen Nutzen und Schaden, Gut und Böse dicht beieinander.

Bei der Entwicklung eines neuen Werkstoffes oder einer neuen Technologie kann zunächst sowohl die militärische wie auch die zivile Nutzung im Vordergrund stehen. Die Funkortung mittels Radar (radio detecting and ranging) wurde im 2. Weltkrieg zur Erfassung feindlicher Flugzeuge und Schiffe entwickelt. Für die Sicherheit des zivilen Luft- und Schiffsverkehrs ist es inzwischen unentbehrlich geworden. Heute verfügen sogar die meisten Autos über Radargeräte als Einparkhilfe.

Bei allem naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritt besteht immer der Gegensatz von vorübergehendem militärischen Vorteil für den Erstanwender einerseits und dauerhaftem allgemeinen und friedlichen Nutzen andererseits. Auch Heraklit benutzt das Wort „Krieg“ im Sinne von „Gegensatz“. Damit erhält der Ausspruch des Heraklit eine erweiterte Bedeutung. Der Ausspruch ist also keine Rechtfertigung oder Verherrlichung des Krieges. Gott, unser Schöpfer, hat uns Menschen den Verstand gegeben, damit wir ihn benutzen – ob zum Segen oder zum Schaden – das liegt in unserer eigenen Verantwortung.

Kommen wir nun zur 2. These: Jesus sagt:

2. *Ich bin nicht gekommen um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.* [Mt. 10.34]

Dieser Ausspruch Jesu ist sehr befremdlich. Wird doch Jesus in den Büchern des Neuen Testaments mit Frieden und Liebe gleichgesetzt. – Und dann sagt Jesus, der „Friedefürst“ – wie er in Anlehnung an Jesaja gelegentlich genannt wird – zu seinen Jüngern: *Denkt nicht, ich sei gekommen um Frieden auf Erden zu bringen. Ich bin nicht gekommen um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.* [Mt. 10.34] Das klingt wie die Aufforderung zu einem „heiligen Krieg“; wie die Verbreitung des Glaubens mit „Feuer und Schwert“. Hatte doch derselbe Jesus vorher in den Seligpreisungen der Bergpredigt noch gesagt: *Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.* [Mt. 5.9]

Wie so oft wird der Sinn eines Satzes erst dann deutlich, wenn er im Zusammenhang mit dem übrigen Text betrachtet wird – so auch hier. Jesus zieht mit seinen Jüngern umher, predigt und heilt Gebrechen. Dann heißt es im Matthäus-Evangelium: *Dann rief er seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben und alle Krankheiten und Leiden zu heilen.* [Mt. 10.1] Und weiter heißt es: *Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe.* [Mt. 10.7] Jesus weist die Jünger auch auf die Gefahr der Verfolgung hin: *Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe: seid daher klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben. Nehmt euch aber vor den Menschen in acht! Denn sie werden euch vor die Gerichte bringen und in ihren Synagogen auspeitschen.* [Mt. 10.16-17] Und weiter sagt er: *Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig. Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinwillen verliert, wird es gewinnen.* [Mt. 10.38-39]

Jesus ist bewusst, daß seine „Frohe Botschaft“ nicht von allen Menschen verstanden und angenommen wird. Und damit wird Zwietracht und Unfrieden in die Welt kommen. Das wird auch deutlich durch die Wortwahl im Lukas-Evangelium. Dort heißt es an der entsprechenden Parallelstelle: *Meint ihr, ich sei gekommen um Frieden auf die Erde zu bringen? Nein ich sage euch, nicht Frieden sondern Spaltung. Denn von nun an wird es so sein: Wenn fünf Menschen im gleichen Haus leben, wird Zwietracht herrschen: Drei werden gegen zwei stehen und zwei gegen drei.* [Lk. 12.51-52]

In der jüdischen Religion spielen Gesetze und feste Regeln eine wichtige Rolle. Paulus bezeichnet sie als Religion des Gesetzes. Die ersten fünf Bücher der Bibel werden im Hebräischen als „Tora“ bezeichnet, was im Deutschen mit „Weisung“ oder „Gesetz“ übersetzt werden kann. Besonders das Buch Levitikus enthält fast nur religiöse Gesetze, wie z.B. die Speisevorschriften [Lev. 11], die Reinheitsvorschriften [Lev. 13-15] und das Heiligkeitgesetz [Lev. 17-26], ebenso das Buch Deuteronomium mit religiösen und profanen Vorschriften. Aber auch die anderen Bücher enthalten einige Vorschriften. Alle diese Vorschriften sind für den frommen Juden verbindlich, denn sie stammen von Gott. So heißt es im letzten Vers des Buches Levitikus: *Das sind die Satzungen, Vorschriften und Gesetze, die der Herr zwischen sich und den Israeliten auf dem Sinai durch die Vermittlung des Mose erlassen hat.* [Lev. 26.46]

Zusätzlich wurden die Vorschriften durch Strafen sanktioniert. Wer versehentlich gegen eine Vorschrift verstößt, kann gegen das Sündopfer einer einjährigen Ziege vom Priester entsühnt werden. *Wer aber ... etwas vorsätzlich tut, der begeht eine Gotteslästerung. Ein solcher Mensch soll aus seinem Volk ausgemerzt werden; denn er hat das Wort des Herren verachtet und sein Gesetz gebrochen.* [Num.

15.30-31] Das wurde auch im täglichen Leben so angewendet; dafür ein Beispiel: Unter der Überschrift „Sabbatschändung“ wird im Buch Numeri [Num. 15.37-41] von einem Mann berichtet, der am Sabbat Holz gesammelt hatte und dafür durch Steinigung getötet wurde „wie der Herr es Mose befohlen hatte“.

Die vielen Vorschriften, die von den frommen Juden peinlich genau beachtet werden, werden von Jesus und seinen Jüngern gebrochen – vorsätzlich, aber begründet gebrochen. *In jener Zeit ging Jesus an einem Sabbat durch die Kornfelder; seine Jünger hatten Hunger; sie rissen deshalb Ähren ab und aßen davon.* [Mt. 12.1] Den Pharisäern, die sich darüber entrüsteten, entgegnet er: *Wenn ihr begriffen hättet, was das heißt: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“, dann hättet ihr nicht Unschuldige verurteilt; denn der Menschensohn ist Herr über den Sabbat.* [Mt. 12.7-8]. Jesus zitiert damit den Prophet Hosea, der schon über 700 Jahre zuvor im Namen Gottes verkündet hatte: *Liebe will ich, nicht Schlachtopfer, Gotterkenntnis statt Brandopfer.* Danach – also am gleichen Sabbat – geht Jesus in die Synagoge und heilt die verdorrte Hand eines Mannes.

Jesus stellt die Barmherzigkeit und die Liebe über das Gesetz. Das wird auch am Gleichnis vom „barmherzigen Samariter“ besonders deutlich. In diesem Gleichnis [Lk. 10.30-35] erzählt Jesus von einem Mann, der von Räubern überfallen und niedergeschlagen wird. Ein Priester und ein Levit gehen vorüber ohne den Hilflosen zu beachten. Erst der Samaritaner tut das notwendige und versorgt den Verletzten. Der Priester und der Levit verstehen sich als die rechthabenden Juden und verachten die Leute aus Samarien wegen ihrer Meinung nach abweichenden Glaubens. Der Priester und der Levit kennen die Gesetze und leben formal danach. Sie kennen auch das Gebot der Nächstenliebe; doch sie handeln nicht danach, weil sie die formalen Gesetze für wichtiger halten. Der Mann aus Samarien hingegen handelt barmherzig nach dem Gebot der Liebe, das bei Gott gilt.

Wer im richtigen Augenblick das Notwendige tut, erfüllt das Gesetz Gottes. Im Gegensatz dazu steht die zur Zeit Jesu volkstümliche Partei der Pharisäer, die statt dessen unter allen Umständen eine strenge Befolgung der formalen mosaischen Gesetze fordert. Jesus stellt allein das Gebot der Liebe über alle anderen Gesetze. Damit spaltet er die jüdische Gesellschaft und bringt Zwietracht. Das aber nimmt er bewusst in Kauf. Der Weg Jesu führt damit in letzter Konsequenz zu seinem Kreuzestod am Karfreitag – danach aber auch weiter nach Ostern: die Rechtfertigung durch seine Auferstehung.

Unser Verhältnis zu Gott und unser Umgang mit unseren Mitmenschen wird nach unserem christlichen Verständnis nicht durch starre Gesetze geregelt, sondern durch den Geist der Liebe. Damit haben wir Christen eine große Freiheit, aber zugleich auch eine große Verantwortung. Unsere Verantwortung im Umgang mit dem Wort Gottes besteht auch darin, daß wir nicht beliebig für uns unbequemes nach unseren Wünschen auslegen oder auch weglassen dürfen. Mit Sätzen – aus dem Zusammenhang herausgerissen – kann man sein Gegenüber gewissermaßen „erschlagen“. Das hat schließlich zu den großen Kirchenspaltungen in der Geschichte des Christentums geführt. Und das brachte keinen Frieden, sondern Zank und oft auch das Schwert – im wörtlichen Sinne. Aber das kann leider auch im Kleinen in einer Gemeinde, in einer Familie erlebt werden. Es ist eine verhängnisvollen Eigenschaft vieler Menschen zu meinen allein im Besitz der Wahrheit, der ganzen Wahrheit zu sein.

Entscheidend ist letzten Endes allein der Geist der Liebe, der Liebe zu Gott und den Mitmenschen. *Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder (Söhne) Gottes genannt werden.* [Mt. 5.9]

A m e n

Predigt am 7. Nov. 2010 in der Waldkapelle „Zum ewigen Troste“, Neuwühren

über den Vers aus dem Philipperbrief 4, 7 :

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.“

und

Gedanken zur Inschrift im Siegel der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel:

Pax optima rerum

Andreas Susenbeth

Vorbemerkung

Dieser Vers aus dem Philipperbrief dürfte im Rahmen dieser Predigtreihe sicherlich schon erwähnt worden sein. Die Aussage, dass der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft könnte den Sinn einer Predigt über den Frieden in Frage stellen, denn eine Predigt soll doch eine vernünftige Rede sein. Sollen wir daher die vernünftige Rede über den Frieden lassen, weil sie doch so weit entfernt ist vom wahren, höheren, göttlichen Frieden? Sicherlich nicht, wir sollten bei unserer Rede über den Frieden eingedenk sein, dass unser Wissen und unsere Fähigkeiten begrenzt sind. Sonst wäre es so, wie wenn wir auf das ärztliche Wissen verzichten würden, weil die Medizin weder die ganze Komplexität des Organismus kennt noch letztlich weiß, was Leben ist. Obwohl sie nur geringe Teilkenntnisse vom Leben besitzt, sind ihre Erkenntnisse zu nutzen. So sollten wir es auch mit der Vernunft halten.

Pax optima rerum – ist der Friede das höchste Gut?

Ja, der Friede ist das höchste Gut, wird derjenige antworten, der unter Krieg, Gewalt und Streit leidet. Der Anlass für diesen Wahlspruch im Siegel der Universität (gegr. 1665) und das tiefe Sehnen nach Frieden 17 Jahre nach dem Ende des 30-jährigen Kriegs ist offensichtlich. - Nein, könnte jemand sagen, der krank ist und leidet. Was nützt mir der Friede? Wenn ich gesund wäre, dann könnte der Friede auch für mich zum Wichtigsten werden. - Nein, die Ehre, würde jemand sagen, dessen Ehre ständig verletzt und der erniedrigt wird, der öffentlich zur Schau gestellt und herabgewürdigt wird, der frei gegeben wird der öffentlichen Verhöhnung, der keinen Anspruch mehr besitzt auf anständigen Umgang und Achtung seiner Person. - Satt werden ist für jemanden, der unter Hunger leidet oder am Verhungern ist, wichtiger als der Friede. - Freiheit, könnte jemand sagen, der unterdrückt wird, gefangen ist, oder nicht frei denken und sich äußern darf. - Auch Gerechtigkeit als ein höheres Gut könnte genannt werden. Ich denke hier weniger an Ungerechtigkeit, die darin besteht, dass mir etwas widerrechtlich genommen wurde und ich den Verlust spüre, sondern das Leiden an der Ungerechtigkeit, am Unrecht selbst.

Was steht dem Frieden entgegen?

Diese Frage dürfte leichter zu beantworten sein, als den Frieden selbst zu bestimmen. Krieg, Kampf, Gewalt, Vernichtung sind die äußersten Formen von Unfrieden. Aber auch der Streit

im persönlichen Umfeld, die ungelöste Sinnfrage als existentielle Bedrohung, der Unfriede mit sich selbst, der durch Herkunft, Erziehung, Begabung, Lebensumfeld, einer Behinderung bedingt sein kann, oder erlittenes Unrecht, das mich prägt und nun Teil von mir geworden ist. Angst oder Neid ist ebenfalls ein Zustand inneren Unfriedens. Einen wirklichen Frieden können viele Dinge hindern. Es gibt auch einen falschen Frieden, bei dem ein Teil des Unfriedens, vielleicht nur der offensichtlichste, beseitigt ist. So z. B. der Friede durch Unterwerfung: zwar ist äußerer Friede hergestellt, der tieferliegende Unfriede bleibt erhalten. Daher kein Friede durch Zwang (der möglicherweise als erster Schritt notwendig sein kann). Da Machiavelli wusste, dass irgendwann der Unterworfenen aufbegehren und, wenn er stark genug ist, versuchen wird, gegen den Sieger aufzustehen, um das Joch abzuwerfen, empfahl er dem Fürsten, entweder den Feind zu vernichten oder den Besiegten eine zufriedenstellende Perspektive zu geben, indem er ihnen ihre Freiheit belässt und eine Regierung einsetzt, die die Bürger ihm befreundet erhält. Der erzwungene Frieden ist brüchig. Sichtbares Zeichen eines wahren Friedens ist daher die Freiheit. So ist die Meinungsfreiheit nicht nur ein hohes Gut, sondern auch ein Zeichen des Friedens.

Kein Friede ohne Gerechtigkeit. Es ist kein Friede, wenn dieser auf Unrecht beruht. Erlittenes Unrecht bleibt, die Zeit heilt hier nur selten Wunden. Dies kann man im persönlichen Bereich sehen, aber auch zwischen Völkern. Es muss Gerechtigkeit wiederhergestellt werden, auch wenn die Fakten nicht mehr geändert werden können. Es bedarf hierzu in manchen Situationen „nur“ des Eingeständnisses des Unrechts, und wir können beobachten, wie schwierig es ist, ein solches auszusprechen, und welche Bedeutung ihm zukommt, denn es sind mehr als nur Worte. Daher ist auch Friede ohne Wahrheit nicht möglich. Blaise Pascal sagt: „Es ist eine falsche Frömmigkeit, den Frieden zum Nachteil der Wahrheit zu erhalten.“ In diesem Sinn können auch die Worte Jesu verstanden werden: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt. 10, 34), und „Niemals habe ich euch gekannt: hinweg von mir, ihr Täter der Gesetzlosigkeit!“ (Mt. 7, 27). Eine gewisse Parallele ist der Streit in der Wissenschaft, der ja nie aufgegeben werden darf. Der Wissenschaftstheoretiker Karl Popper sagt, dass man genau so viel Energie darauf verwenden solle, eine allgemein anerkannte Position anzugreifen, und zu versuchen sie zu zerstören, wie Wissen und Erkenntnisse aufzubauen. Der Streit ist sozusagen eine Methode der Wahrheitsfindung. Es wäre also falsch, den Frieden zu suchen, man würde dies auf Kosten der Prüfung und Erkenntnis tun. Die Gewissheit steht höher. Man könnte den Streit der Wissenschaften daher als scheinbaren Unfrieden bezeichnen. Das heißt, es gibt Unfrieden, der doch in Wirklichkeit keiner ist, so wie es auch einen falschen Frieden gibt.

Was ermöglicht einen Frieden?

Friede ist eine innere Übereinstimmung und Einheit, bei der nichts durch Gewalt zusammengefügt ist, sondern es ist beieinander, was zusammenpasst, was zusammengehört, was aufeinander gewartet hat, was für einander vorgesehen ist. Aber wie ist nun Friede möglich, wenn Ungleichheit und Verschiedenheit, widerstreitende Interessen und Ansichten, unterschiedliche Einsichten und Erkenntnisse, sich ausschließende Wünsche und Ansprüche vorhanden sind? Wenn diese Unterschiede zu Spannungen und Auseinandersetzungen führen müssen und diese nicht einfach aufgehoben werden können? Wenn etwas zusammen ist, was nicht zusammenpasst oder nicht zusammengehört? Friede ist hier nur durch eine übergeordnete Sicht, also erst auf einer höheren Ebene möglich. Dies soll anhand zweier Beispiele aus der Wissenschaft und dem Verhältnis der Religionen aufgezeigt werden.

Der Notwendigkeit des *Streits in der Wissenschaft*, wie gerade schon erwähnt, liegt der Gedanke und die Einsicht zugrunde, dass keiner die ganze Wahrheit kennt, dass jeder nur einen bestimmten Teilaspekt beitragen kann, dass Irrtümer und Fehldeutungen auftreten können und

keiner davor gefeit ist, und daher alle Erkenntnisse einer Prüfung bedürfen. Der wissenschaftliche Fortschritt wird daher in gleicher Weise durch den Willen zur Zerstörung einer bestehenden Theorie oder einer anerkannten Meinung gefördert. Das heißt, die sich gegenüber stehenden Parteien gehen - idealtypisch - von der gemeinsam geteilten Einsicht aus, dass 1. die wahre Erkenntnis nicht zerstörbar ist und sich durchsetzen wird, und dass 2. beide widerstrebenden Positionen ein Wahrheitsmoment besitzen. Diese höhere Ebene stellt eine Verbindung her, die jedoch nicht darin besteht, die jeweils gegensätzlichen Positionen zu relativieren oder aufzulösen, sondern im Gegenteil, sie in ihrer jeweiligen Berechtigung sogar zu stärken. Hegel spricht von der gleichen Notwendigkeit der gegensätzlichen Momente. Er sieht ein zentrale Aufgabe der Philosophie darin, „den Widerspruch ... von seiner Einseitigkeit zu befreien ... und in der Gestalt des streitend und sich zuwider Scheinenden gegenseitig notwendige Momente zu erkennen.“

Im *Streit zwischen Religionen* ist die Sache weit schwieriger, da ja ein Wahrheitsanspruch besteht. Es wäre aber keine Lösung, diesen Anspruch aufzugeben, die wahre Religion zu sein, weil sich dadurch die Religion selbst auflösen würde. Keiner kann seiner Religion gemäß glauben, wenn er nicht von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Es ist offensichtlich, dass dieser Wahrheitsanspruch Ursache für Konflikte ist. Es ist aber falsch, die Forderung zu erheben, auf diesen Anspruch zu verzichten, was auch die Mission betreffen würde, oder sie in letzter Konsequenz zu untersagen. Denn man würde damit fordern, nicht nur den Kern seiner Religion aufzugeben, sondern es würde sich auch derjenige an denen schuldig machen, denen er die Wahrheit vorenthält. Es wäre nur ein oberflächlicher, ein falscher Friede gewonnen. - Der religiöse Dialog, nicht der Dialog über Religionen, sondern zwischen denjenigen, die eine Religion haben, wird auch den Wahrheitsanspruch thematisieren. Für die Begegnung der Religionen ist erste Voraussetzung das Anerkennen und Achten des jeweils anderen in seiner Religiosität und in seinem ehrlichen Bemühen, der Wahrheit zu folgen. Jede Religion muss aber überzeugt sein, dass der Wahrheit selbst die Kraft besitzt, daher die Auseinandersetzung letztlich auf der Ebene der Überzeugung zu führen ist und nicht durch äußere Unterwerfung erzwungen werden darf. Die Überwindung der „falschen“ Religion oder ihre Erweiterung geschieht durch Einsicht und Offenbarung, letztlich durch Gott selbst. Dies bedeutet nicht, dass alles an ihr abzulehnen wäre, wir erkennen ja, dass vieles wie Nächstenliebe, Wahrhaftigkeit auch anderen Religionen zu eigen ist. Dies ist anzuerkennen und zu achten. Der Forderung nach einem öffentlichen Bekenntnis aller Religionen zur Unvereinbarkeit ihrer Religion mit Gewalt in jeder Form kommt nun eine ganz zentrale Bedeutung zu, die der Staat erheben muss. Nicht nur, um den äußeren Frieden zu erhalten, sondern dies ist gerade auch ein Verweis auf und das Anerkennen dieser höheren und damit gemeinsam einzunehmende Ebene, dort wo über die Wahrheitsfrage zu streiten ist. Ein Missionsverbot aber, neutral ausgedrückt das Werben für die eigene Religion, wäre ein unzulässiges Einmischen des Staates und würde die freie Religionsausübung einschränken.

Der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft

Mit der Darstellung des Streits der Wissenschaft und des Verhältnisses der Religionen habe ich grundsätzlich die Notwendigkeit einer übergeordneten Ebene gezeigt. Im folgenden soll es darum gehen, die religiöse Ebene ebenfalls als eine notwendige übergeordnete zu begreifen, nur über die ein wahrer Frieden zu finden ist. Ihre Notwendigkeit ist durch unsere Vernunft wegen der unabwiesbaren Grenzen der Machbarkeit des Friedens erkennbar, aber dies Höhere ist nicht mit unserer Vernunft zu fassen, sondern nur im Glauben. Ich versuche nun, anhand der folgenden vier Aspekte dies auszuführen: Angst und Furcht als Teil des Lebens, Rache und Gerechtigkeit, Elend des Menschen und Versöhnung mit Gott, und wahres Leben.

Angst und Furcht

Wenn Angst und Furcht herrscht, ist ein wahrer Friede nicht vorhanden. Es ist ein Tatbestand, dass es auch ohne konkrete Gefahr oder Bedrohung, selbst in größter äußerer Sicherheit, eine existentielle Angst gibt, die offenbar zum Leben selbst dazugehört. Diese mag darin begründet sein, dass der Mensch letztlich nicht über sich und sein Schicksal entscheiden kann, weil er weder die Macht dazu hat, noch über das Ziel seines Lebens Klarheit bekommen kann. Ich möchte hier nur das entscheidende Wort Jesu erwähnen: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Diese Angst, die wir in der Welt haben, kann nicht durch eine Antwort in und von dieser Welt aufgehoben werden.

Rache und Gerechtigkeit

Die zentrale Frage hier ist die Wiederherstellung von Gerechtigkeit, nicht der Ausgleich durch Wiedergutmachung. Ich möchte versuchen zunächst die eigentliche Frage, um die es geht, anhand einer Begebenheit deutlich zu machen. In einer Fernsehsendung wurde eine Mutter befragt, deren Tochter ausgeraubt und schwer verletzt wurde, so dass sie jetzt lebenslang auf den Rollstuhl angewiesen ist. Das Verbrechen wurde aufgeklärt, der Täter bestraft. Auf die Frage, was sie empfinde und was sie bewegt sagte sie: Ich möchte diesen Täter im Rollstuhl sehen. Man sollte nicht sagen, diese Haltung sei archaisch, oder verlangen, eine solche Empfindung nicht haben zu sollen. Es existiert ein tiefes Verlangen nach einem Ausgleich. Es ist ein innerer Zwang, der nicht zu Ruhe und Frieden kommen lässt, der diesen Ausgleich einfordert, unabhängig davon, ob dadurch ein dauerhafter Friede erreicht würde. Den Ausgleich durch eine entsprechende Tat herzustellen, ist die Rache. Wir kennen die weiteren Verkettungen, die zu keinem Frieden führen. Wie ist aber hier Friede möglich? Durch den Verzicht auf die böse Tat? Dieser ist zwar notwendig, durch ihn wird aber der innere Friede nicht erreicht. Oder sogar durch den Verzicht auf den Gedanken des Ausgleichs wegen der Einsicht in die Sinnlosigkeit einer entsprechenden Tat? Beides sind Versuche, Frieden zu schaffen durch eine unvollständige - oder genauer - einseitige Versöhnung. Entweder wird Rache geübt und der Forderung nach Ausgleich entsprochen, wodurch weiterer Unfriede folgt, oder es wird dieser weitere Unfriede durch den Verzicht auf Rache vermieden, aber der innere Unfriede bleibt. Sie müssen unvollständig bleiben, da sie diese Frage einseitig, die andere Seite ausschließend, ohne den Bezug zu einer höheren Ebene lösen zu wollen, was nicht zum Ziel führen kann.

Das heißt zunächst, dass die Forderung nach dem Ausgleich nicht aufgegeben werden kann, aber, christlich gesprochen, soll sie Gott anheim gestellt werden. Es kommt wenig Gutes heraus, wenn wir unser Recht in die eigene Hand nehmen. Daher: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem“ (Rö. 12, 17) und „Sprich nicht: ‚Ich will Böses vergelten!‘“ (Spr. 20, 22). Aber ein Christ weiß: Gott wird Recht schaffen, keine Tat und kein Wort bleibt im Verborgenen, jeder Mensch wird sich vor dem Richterstuhl Christi rechtfertigen müssen, dort wird Recht gesprochen. Auch David hat auf eigene Rache verzichtet: „Herr, du Gott der Vergeltung, erscheine. ... Er wird ihnen ihr Unrecht vergelten und sie um ihrer Bosheit willen vertilgen; der Herr, unser Gott, wird sie vertilgen.“ (Ps. 94, 1 und 23). Gottes „Rache“ wird anders aussehen als unsere Vorstellung, denn Gott will, dass der Sünder umkehrt vom Bösen. Das Wie müssen wir Gott überlassen, was wir auch mit unserer Bitte tun. – Eine ergreifende Darstellung des Racheverzichts eines Menschen, der sich als Diener Gottes versteht, finden wir in C.F. Meyers *Die Füße im Feuer*. - Das scheint mir die einzige Möglichkeit zu sein, dem Zwang zu entgehen, unser Recht mit eigener Gewalt zu durchsetzen zu müssen, indem wir Gott als handelnden Richter ansehen. Hinzu kommt, dass wir dadurch Gott auch das wahre Urteil überlassen. – Die von Christen zu vollziehende Vergebung ist ein weiterer Schritt, der hier nicht behandelt wird.

Der innere Unfriede des Menschen

Baise Pascal sagt, dass alles, das ganze Weltall den Menschen über seine Lage belehre, über sein Größe und sein Elend. Denn die Menschen sind gleichermaßen Gottes unwürdig und für

Gott empfänglich: unwürdig durch ihre Verderbnis, empfänglich durch ihre ursprüngliche Natur. Die Größe des Menschen, aber auch seine Erlösungsbedürftigkeit ist offensichtlich, und hierauf gebe die christliche Religion eine Antwort. Die beiden folgenden zitierten Verse aus dem Neuen Testament seien als Beleg für diesen zentralen Punkt angeführt: „So bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Ko. 5, 20), und „Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus.“ (Rö. 5, 1). Die Versöhnung mit Gott führt zum inneren Frieden, eine Erfahrung, die so groß ist, dass wir unserem Mitmenschen ebenfalls sollten vergeben und mit ihm Frieden schließen können.

Wahres Leben

Jeder Mensch sehnt sich nach dem wahren Leben, nach Glück, nach Erfüllung, nach mehr als nur purer Existenz. Der Mensch sucht, er kann sich nicht mit dem Vordergründigen zufrieden geben, weil er von etwas Größerem weiß, es aber nicht kennt. Wie kann der Mensch seinen Lebenssinn erkennen und das finden, was ihn in Wahrheit erfüllt? Was in uns ist zu verwirklichen, wenn wir von Selbstverwirklichung reden? - Generell kann ja der Zweck oder der „Sinn“ einer Sache nicht durch die Sache selbst oder innerhalb ihrer Sphäre beantwortet werden. Der Sinn und Zweck eines Autos kann nicht aus seinen Bestandteilen und verschiedener Eigenschaften erkannt werden. Es deuten möglicherweise die eingebauten Sitze und verschiedene Hebel darauf hin, dass hier noch etwas anderes erforderlich ist, um diese Maschine zu steuern und ihrer wahren Bestimmung zuzuführen. Dieser Zweck könnte darin bestehen, dass eine Familie in der Urlaub fahren möchte, um sich zu erholen, oder dass ein Handwerker ein Ersatzteil für eine Heizung zum Kunden bringt und sie repariert, damit dieser nicht im Kalten sitzt. Dies geht, wie wir leicht einsehen, aus dem Auto selbst, auch wenn es noch so genau untersucht wird, nicht hervor.

Entsprechend könnte es sich bei der Frage nach dem Sinn unseres Lebens und dem, was in uns verwirklicht werden soll, verhalten. Was wir in jedem Falle erkennen ist, dass wir angelegt sind auf etwas, das über uns hinausgeht. Allein die Existenz und die Unabweisbarkeit der Sinnfrage ist ein Beweis dafür. Über den Sinn der menschlichen Existenz macht die Bibel, so weit ich sehe, keine bestimmten Aussagen. Jesus verwendet das Bild des Verwalters, das zeigen soll, wie und wonach wir unser Leben gestalten sollen (Mt. 25, 14-21). Dieses Bild sagt folgendes: 1. Wir haben Dinge und Fähigkeiten *erhalten* und wir verfügen nur über eine bestimmte Zeitspanne über sie. 2. Wir haben die Aufgabe, diese Gaben zu pflegen und damit zu arbeiten. 3. Wir müssen am Ende dieser Zeitspanne Rechenschaft über unsere Tätigkeit ablegen. 4. Wir sind frei in der Wahl der Tätigkeit, auch die Höhe des „Gewinns“ ist nicht entscheidend, sondern nur die treue Verwaltung.

Zunächst vermittelt uns dies eine neue Sicht, weil das, was uns zur Verfügung steht, vorgeesehen ist. Sich mit dem zufrieden geben, was wir haben, ist deshalb auch möglich, weil wir nicht an der Leistung gemessen werden, sondern an dem, wie wir mit dem, was wir haben, umgehen. Dies kann zur einer Versöhnung mit sich und seinem eigenen Leben führen. Es ist aber eine Ernsthaftigkeit mit der Verwalterfunktion angesprochen, wir sind rechenschaftspflichtig: „So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben.“ (Rö. 14, 12), und „Ich sage euch aber, dass die Menschen Rechenschaft geben müssen am Tage des Gerichts von jedem nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben.“ (Mt. 12, 16).

Wie kann ich zum Frieden mit mir selbst kommen und zum wahren Leben gelangen? Dies kann ich nur im höheren Frieden Gottes finden, der über meine Erkenntnismöglichkeiten hinausgeht, und diesen im Glauben ergreifen: Indem ich alles als von Gott mir gegeben ansehe; indem ich vor Gott lebe, mein Leben vor Gott verwalte und tätig bin und das tue, was ich als richtig erkannt habe; dadurch, dass ich keinem Druck unterworfen bin, da es nicht auf Erfolg, sondern auf die Treue ankommt: „Nun fordert man nicht mehr von den Haushaltern, als dass

sie für treu befunden werden.“ (1. Kor. 4, 2); und indem ich weiß, dass Gott seine Freude an mir hat, wenn er mich als einen treuen Haushalter vorfindet.

Pax optima rerum. Ja, Friede ist das höchste Gut. Kein Krieg, keine Gewalt, kein Streit. Keine Angst, keine Bedrohung, kein Unrecht, keine Lüge. Trost im Leid. Keine Schuld, keine Ungerechtigkeit. Friede durch Vergebung. Friede mit mir selbst, ein Leben, das nicht der Sinnlosigkeit ausgeliefert ist, ein Leben im Vertrauen und in der Verantwortung vor Gott.

„Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen, geh hinein zu deines Herrn Freude!“ (Mt. 25, 21).

Amen.

Die Weihnachtsgeschichte nach Lukas

Lukas 2,1-14:

Es begab sich aber in jenen Tagen, dass von Kaiser Augustus ein Gebot ausging, dass sich die Einwohner der ganzen bewohnten Erde eintragen lassen sollten.

Es war die erste Zählung dieser Art.

Sie wurde durchgeführt, als Quirinius Statthalter über Syrien war.

Und alle brachen auf, sich eintragen zu lassen.

Jeder ging in seine Heimatstadt.

Auch Joseph zog von Galiläa, aus der Stadt Nazareth, nach Judäa hinauf, in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, denn er stammte in der Manneslinie aus Davids Sippe.

Und er wollte sich eintragen lassen zusammen mit Maria, die seine Braut war und ein Kind erwartete.

Als sie dort waren, kam für sie die Zeit ihrer Niederkunft und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe im Stall, denn im Haus war kein Platz für sie.

In ihrer Nähe aber waren in dieser Nacht Hirten auf dem Feld und hielten Wache bei ihren Herden.

Und ein Engel des Herrn trat zu ihnen,

Gottes Glanz umleuchtete sie

und sie ängstigten sich sehr.

Und der Engel sprach zu ihnen:

Habt keine Furcht!

Denn seht, ich verkündige euch, dass eine große Freude bald das ganze Volk erfüllen wird,

denn heute wurde euch der Retter geboren, der Messias, der Herr, in der Stadt Davids.

Und dies sei ein Zeichen für euch:

Der Säugling, den ihr findet, wird, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegen.

Und plötzlich waren mit dem Engel zusammen die Scharen des himmlischen Heeres.

Die priesen Gott und riefen:

„In den Himmeln: Gottes Macht!

Licht!

Und Herrlichkeit!

Und auf der Erde:

Friede allen, die er liebt!"¹

Liebe Gemeinde,

Lukas schrieb sein großes Werk, die umfangreichste Schrift des Neuen Testaments - zu ihr gehören nämlich sowohl das Lukasevangelium als auch die Apostelgeschichte - etwa im Jahr 90 nach Christus, wobei er auf ältere Überlieferungen zurückgreifen konnte, die zum größten Teil bereits schriftlich fixiert waren. Die literarische Gestaltung des Stoffs durch Lukas ist in jedem Satz greifbar, besonders deutlich in den Stücken, die sich nur bei ihm, nicht auch in den anderen Evangelien finden.

Zu diesen besonderen Partien gehört auch die uns wohlbekannte Weihnachtsgeschichte. Sie beginnt als schlichte Erzählung. Ein Paar, Joseph und Maria, seine Verlobte, gehen von Nazareth, das nördlich, etwa auf der Höhe des Sees Genezareth und auf der Höhe des in diesen Tagen von schrecklichen Waldbränden heimgesuchten Karmelgebirges liegt, von Nazareth also nach dem südlich von Jerusalem gelegenen Bethlehem. An die 200 km auf schlechten Wegen zu Fuß durchs Gebirge. Sie müssen diese Reise unternehmen, weil Kaiser Augustus eine Registrierung der Gesamtbevölkerung durchführen lässt. Aus der Sicht dieses Herrschers bzw. seiner Beamten war es notwendig - so Lukas -, dass jeder Mann dafür in die Stadt seiner Stammfamilie zurückgeht. Maria ist schwanger. Sie bringt ihren erstgeborenen Sohn zur Welt, muss ihn aber notgedrungen in eine Futterkrippe betten, aus Platzmangel in der Unterkunft. Dann folgt ein Szenenwechsel in die Umgebung Bethlehems. Dort hüten Hirten ihre Herde. Es ist Nacht.

An dieser Stelle schwingt sich der bis dahin sachliche Bericht ins Wundersame. Ein Engel des Herrn betritt die nächtliche Landschaft, himmlischer Glanz umstrahlt die Hirten und der Engel verkündet, der vom Volk Israel erwartete, erhoffte Messias, der Retter, sei geboren, und zwar im nahe gelegenen Bethlehem. Als Messias erkennbar sei dieser Neugeborene daran, dass er, in Windeln gewickelt, in einer Futterkrippe

¹ Die Übersetzung folgt an manchen Stellen, insbesondere in den Schlussversen, der von Walter Jens, Die vier Evangelien. Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, Stuttgart 1998, S. 211-213.

pe liege. Doch bleibt es nicht bei der Erscheinung nur eines einzigen Engels. Unversehens tauchen bei ihm weitere Engel, ganze Scharen von Engeln auf. Sie fassen die Bedeutung der Geburt des Messias zusammen in dem Ruf:

In den Himmeln: Gottes Macht!

Licht!

Und Herrlichkeit!

Und auf der Erde:

Friede allen, die er liebt!

Wie kommt Lukas, der in einer von Krieg und Gewalt erfüllten Zeit lebte, dazu, vom Frieden auf Erden zu reden, als ob dieser durch Jesus Wirklichkeit geworden wäre? Und, fragwürdiger noch, wie kommen wir dazu, nach zwei Jahrtausenden immer noch Weihnachten zu feiern als Fest des Friedens, als Fest der Geburt des Friedefürsten Jesus Christus? Diese Fragen bewegen uns bei der Lektüre der Weihnachtsgeschichte, die wir uns zunächst in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhang genauer ansehen wollen.

Den Schluss des Rufs der himmlischen Heerscharen haben wir übersetzt: *Friede allen, die Gott liebt!* Frieden haben oder sollen haben alle, an denen Gott Wohlgefallen hat, alle, die seiner Huld teilhaftig sind. Möglich aber ist auch die Übersetzung: *Friede allen Menschen von gutem Willen.* Der Friede auf Erden ist demnach eine Angelegenheit der Gutwilligen. Vom griechischen Text her kann nicht entschieden werden, welche Übersetzung die richtige ist. Lukas will jedenfalls nicht mit den Zusätzen *allen, die Gott liebt* oder *allen Menschen von gutem Willen* bestimmte Menschengruppen wegdrängen, als ob nicht auch ihnen der Ruf der Engelsscharen gälte.

Niemand soll sich für ausgeschlossen halten in der Meinung, Gott liebe ihn nicht oder er sei kein Mensch von gutem Willen. Gutwillig zu sein, das Gute zu wollen, ist eine Aufgabe, vor die wir immer wieder gestellt sind - und oft wälzen wir bei anstehenden Entscheidungen die Frage, was zu tun sei, lange hin und her, obgleich wir im Grunde unseres Herzens längst wissen, welches der eigentlich richtige, der gute Weg ist. Freilich gibt es auch Menschen, denen es selbstverständlich

ist und zur zweiten Natur wurde, das Gute zu wollen. Lukas erwähnt an einer späteren Stelle seines Evangeliums Jesu Aussendung von siebenzig Jüngern, verbunden mit der Aufforderung:

„Wenn ihr in ein Haus eintretet, sollt ihr zuerst sprechen: Friede diesem Hause!“

Und wenn dort ein Sohn des Friedens ist, wird euer Friede auf ihm ruhen; wenn aber nicht, wird euer Friede zu euch zurückkehren.²

Die Söhne des Friedens sind auf dem Weg des Friedens, nämlich auf dem der Aussöhnung. In der Apostelgeschichte lässt Lukas den Märtyrer Stephanus Folgendes von Moses erzählen:

Moses kam dazu, als zwei Israeliten miteinander stritten. Er suchte sie auszusöhnen zum Frieden [...]. Aber der eine, der ohne Grund auf den anderen einschlug, stieß Moses beiseite und fragte: ‚Wer hat dich zu unserem Aufseher und Richter ernannt? [...]‘³

Friede und Aussöhnung gehören zusammen, nur gelingt meist die Aussöhnung ebenso wenig wie sie bei Moses und den streitenden Israeliten gelang. Oft wird sie erst gar nicht gesucht. Lukas weiß das sehr gut. Die Zustände, in denen er lebt, sind alles andere als friedlich. Er schreibt, wie gesagt, um 90 nach Christus, also in den letzten Jahren der Regierungszeit Kaiser Domitians, der von christlichen Autoren des 2. und 3. Jahrhunderts als grausamer Christenverfolger geschildert und in eine Reihe mit Nero gestellt wird. Lukas' Gemeinde, höchstwahrscheinlich in Kleinasien gelegen, hat die Erfahrung harter Verfolgungen gemacht und wird noch immer verfolgt. Darüber hinaus ist sie im Unfrieden mit sich selbst, innerlich zerrissen in eine Gruppe, für die das Evangelium, also die neue, christliche Botschaft völlig im Alten Testament wurzelt, und in eine andere, die sich unter Berufung auf Paulus und seine Gesetzeskritik gänzlich vom jüdischen Mutterboden der Kirche löste und das Alte Testament verwarf.

Bei seinem Vermittlungsversuch setzt sich Lukas für die Anerkennung des Alten Testaments ein. Jüdische und christliche Predigt decken sich aus seiner Sicht in zentralen Inhalten wie dem Glauben an den einen Gott, dem Angebot der Buße, der Predigt des Gerichts und der Auferste-

² Lk 10,5-6.

³ Act 7,26-27.

hung. Auch in seiner Weihnachtsgeschichte wird seine Intention deutlich, die Verheißungen des Alten Testaments mit der Neuen Botschaft zu verbinden. Lukas führt die Reise Josefs und Mariens nur ein und begründet sie mit der allgemeinen Geschichte, nämlich mit der Steuerveranlagung in den römischen Provinzen, um Christus, den Messias, wie vom Propheten Micha⁴ vorhergesagt, in der Stadt Bethlehem, der Stadt Davids, geboren werden lassen zu können.

Außerdem aber bringt er mit der beschwerlichen Reise Josefs und Mariens unter dem Druck der Provinzialregierung, mit ihrer notdürftigen, beengten Unterbringung und der Niederkunft im Stall wohl den autoritären, individuelle menschliche Bedürfnisse gering achtenden Geist des Römischen Imperiums zur Darstellung. Durchaus üblich war ja die Verschleppung, die zwangsweise Umsiedlung auch größerer Bevölkerungsgruppen.⁵ Die umfassende Unterjochung und Befriedung der Völker im Vielvölkerstaat des Imperium Romanum wurde paradoxerweise als der ‚Friede Roms‘, ‚Pax Romana‘ oder auch, nach Kaiser Augustus, als ‚Pax Augusta‘ bezeichnet.

Schon in der ersten Zeile der Weihnachtsgeschichte fällt der Name des Kaisers:

Es begab sich aber in jenen Tagen, dass von Kaiser Augustus ein Gebot ausging.

Kaiser Augustus, dessen politische Karriere in seinen Anfängen durch Härte, Grausamkeit, Skrupellosigkeit und Berechnung gekennzeichnet ist, war schon einen knappen Monat nach seinem Tod vom römischen Senat unter die Götter erhoben worden.⁶ Etwa 35 Jahre zuvor schon schrieb Vergil in seiner ‚Aeneis‘ über Augustus, der damals bereits längst Alleinherrscher war:

⁴ Micha 5,1.

⁵ Holger Sonnabend, Deportation im antiken Rom. In: Andreas Gestrich / Gerhard Hirschfeld / Holger Sonnabend (Hg.), Ausweisung und Deportation. Formen der Zwangsmigration in der Geschichte, Stuttgart 1995, S. 13-22; Ders., Verschleppung II. Klassische Antike. In: Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Hg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Stuttgart - Weimar 2003, Sp. 94-95.

⁶ „Der am 19.8.14 n.Chr. in Nola Verstorbene am 17.9.14 vom Senat unter die Götter erhoben“; Lexikon der Alten Welt, Sp. 408.

*Er ist's, Er, den oft der Verheißungen Spruch dir geweissagt, / Caesar August, des Halbgotts Sohn; das Alter, das goldne, / Führt er gen Latium heim, [...]*⁷

Und über die Geburt dieses Herrschers steht in Vergils ‚Bucolica‘:
Sei der Geburt nur des Knaben, mit dem die eiserne Weltzeit / gleich sich endet und rings in der Welt eine goldene aufsteigt, / sei nur Lucina, du reine, ihm hold; [...] [Lucina war eine bei der Geburt helfende Göttin] *Wenn du führst [gemeint ist Augustus], dann schwindet getilgt, was an Spuren des Frevels / uns noch blieb, und erlöst sind von ewigem Grauen die Lande.*⁸

Einen extremeren Gegenpol zu Kaiser Augustus, der als Bringer der Goldenen Endzeit, von Vergil, einem der größten Dichter aller Zeiten, bejubelt wurde, eine radikalere Friedensalternative zu diesem Heilsbringer als das Kindlein in der Krippe kann man sich nicht vorstellen. Jesu Friede erscheint als Gegenbild zur *Pax Romana*. Beiläufig erzählt Lukas, dass Maria ihren Sohn in eine Krippe im Stall legte, weil im Haus kein Platz war. Im zweiten Teil der Weihnachtsgeschichte aber, in dem wir ein himmlisches Wunder erleben, als der Engel des Herrn zu den von himmlischem Glanz umleuchteten Hirten spricht, wird die Randnotiz vom Kind in der Krippe zum alles entscheidenden Bild, zum Erkennungsmerkmal des Friedensbringers, durch den Ruf der himmlischen Heerscharen ‚Friede auf Erden‘ aber sogar zum Erkenntniszeichen des wahren Friedens. Nicht Augustus, dessen Weg an die Macht von skrupellosen Morden gesäumt war und dessen Versprechen eines Goldenen Zeitalters nur für wenige Reiche in Erfüllung ging, bringt den Frieden auf Erden, sondern, auf seinem kümmerlichen Notlager der Ohnmächtigen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

Das Gebot des Kaisers Augustus ist umfassend: Die Einwohner der gesamten bewohnten Erde sollen sich zur Steuerveranlagung eintragen lassen.

⁷ *“hic vir, hic est, tibi quem promitti saepius audis, / Augustus Caesar, divi genus, aurea condet / saecula qui rursus Latio [...]”*; Vergil, Aeneis VI 791-793 (R. D. Williams [ed.], *The Aeneid of Vergil, Books 1-6*, Basingstoke - London 1972, S. 149). Die deutsche Übersetzung nach Vergils Aeneis. Deutsch von Rudolf Alexander Schröder, Berlin - Frankfurt/Main 1952, S. 172.

⁸ *“tu modo nascenti puero, quo ferrea primum / desinet ac toto surget gens aurea mundo, / caste fave Lucina: [...] te duce, si qua manent sceleris vestigia nostri, / irrita perpetua solvent formidine terras”*; Vergil, Bucolica IV 8-10, 13-14 (Johannes und Maria Götte [ed.], *Vergil, Landleben. Catalepton - Bucolica - Georgica*. Lateinisch und deutsch, 5. Aufl. München - Zürich 1987, S. 44-47).

Überstrahlt wird dieser Anspruch durch den Winzling in der Krippe. Bei seiner Geburt spielen Himmel und Erde mit. Mit ihr einher gehen oben im Himmel Gottes Ehre, Macht, Herrlichkeit, Licht und Glanz (das alles deckt der griechische Begriff ‚dóxa‘ ab) und unten auf Erden der Friede. Gottes Ehre und Herrlichkeit, sein Lichtglanz, sind nicht auf den Himmel beschränkt. Indem der Engel zu den Hirten tritt, umleuchtet diese auf Erden derselbe Glanz Gottes, seine Herrlichkeit, von der die Engel künden, sie sei in den Himmeln. Und umgekehrt ist der Friede, den die himmlischen Heerscharen als ‚Friede auf Erden‘ ausrufen, keine ausschließlich irdische, sondern auch eine himmlische Angelegenheit, denn der Friede ist der Himmel auf Erden. Bei Jesu Einzug in Jerusalem etwa legt Lukas den Anhängern Jesu die Worte in den Mund:

‚Gepriesen sei, der da kommt, der König, im Namen des Herrn! Im Himmel Friede und Ehre in den Höhen!‘⁹

Wir sind kritisch geworden, gewiss, gerade auch messianischen Erwartungen und Heilsbringern gegenüber. An Engel des Herrn, gar an ganze Heerscharen, die vom Himmel kommen und alles zum Guten wenden und den Frieden auf Erden ansagen, sei's einigen wenigen, sei's der ganzen Menschheit, glauben wir nicht mehr so richtig. Mit der jüdischen Hoffnung auf den Messias, den Gesalbten des Herrn, den Erlöser, der kommen wird, können wir nicht viel anfangen, aber auch nicht mit der lukianischen bzw. christlichen These, dieser Messias sei bereits in Jesus Christus gekommen. Da wir nicht mit der Messiaserwartung groß geworden sind, lässt uns die Botschaft, diese Erwartung sei erfüllt, kalt.

Was uns bleibt, ist die Erinnerung an die Person Jesu, ist sein Bild, das des Säuglings, in Windeln gewickelt, in der Futterkrippe. Himmel und Erde sind vereint in diesem Bild, das in der Weihnachtsgeschichte vor unser inneres Auge gestellt wird, in dem Zeichen, wie der Text sagt, das uns einen Weg aufzeigt, den einzigen, den wahren Weg, der zum Frieden auf Erden führt. Luther meint, wer den Christusknaben nur nach dem Fleisch erkenne und ihn lediglich für ein Kind halte, das, wie ein anderer Knabe, isst und kackt, sei im Irrtum, wer ihn aber geistlich erkenne, der halte ihn für einen Heiland und Herrn und er

⁹ Lk 19,38.

sei selbst eine neue Kreatur, nach dem Wort des Paulus: ‚Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur‘.¹⁰

Das Bild, das uns in der Weihnachtsgeschichte vor Augen gestellt wird, ist demnach eines, das die Kraft hat, den Betrachter in ein neues Geschöpf zu verwandeln. Was sehen wir mit unserem inneren Auge? Den neugeborenen Jesusknaben, dem nicht einmal eine normale Hausgeburt zuteil wurde. Er wird im Viehstall geboren. Daran ist er als Friedefürst zu erkennen. Er ist nicht etwa der Friedensbringer, obwohl, sondern weil er hilflos in einer Futterkrippe liegt, denn nicht die Macht, das Messen der Kräfte, das Sieger und Besiegte hervorbringt, führt auf den Weg des Friedens, sondern die Ohnmacht, die Demut, die in Jesus, dem Kind in der Krippe und dem schuldlos Gekreuzigten, Gestalt und wirkmächtiges Bild geworden ist.

Auf dem Weg zum Frieden nimmt uns Jesus an der Hand. Dieser Weg führt nicht über Rechthaberei, nicht über das Insistieren auf Rechtsstandpunkten, er führt vielmehr über die Ohnmacht, die Hilflosigkeit, die Demut und nur so zu einer Aussöhnung, mit der die Würde des andern und die eigene Würde wiedererlangt wird. In dem Gebet, das Jesus seine Jünger zu beten gelehrt hat, dem Vaterunser, kommt der Begriff des Friedens nicht vor, wohl aber wird uns auch hier der Weg gewiesen, der zum Frieden führt, und die Haltung vermittelt, in der wir aufgefordert sind, diesen Weg zu gehen. Es heißt dort:

Und vergib uns unsre Schulden, wie wir unseren Schuldigern vergeben. Kein Friede ohne Aussöhnung, keine Aussöhnung ohne Vergebung. Weihnachten steht vor der Tür, immer noch das Fest der Familie. Nicht selten kommt es gerade in den Weihnachtstagen, wenn die Familie ohne die üblichen Beschäftigungen beisammen sitzt, zu Streit, kommen lang aufgestaute Aggressionen zum Ausbruch. Das Kind in der Krippe zeigt uns einen anderen Weg. Es geht nicht darum, alte Rechnungen aufzumachen und zu begleichen. Wie schwer fällt es uns oft, in unseren familiären

¹⁰ D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [Weimarer Ausgabe]. Schriften, 23. Bd., Predigten und Schriften 1527, Weimar 1901, S. 736 Zeile 9-15 (aus der Predigt zum zweiten Weihnachtstag, Stephanstag, 26.12.1527): *Ideo dicit Paulus ‚Si quis in Christo, est nova creatura‘ [2Kor 5,17]. Nos aliter agnoscimus Christum, iam spiritualiter cognosco, qui in eo est, est nova creatura. Propter fidem suam quae est spiritualis cognitio, helt in fur ein heiland et dominum. Caro habet pro puero qui edit, cacat ut alius puellus, das heist erkennen nach dem fleisch, qui sic agnoscit Christum, est error. Sed fides respicit illum puellum, non facit simpliciter, sed sicut angelus dicit: est salvator et dominus.*

und zwischenmenschlichen Beziehungen, zu sagen: Es tut mir leid! Und wie heilsam, wie sehr dem Frieden dienlich wären oft diese Worte.

Über Jerusalem weint Jesus mit den Worten:

*Ach, Jerusalem, wenn du doch erkennen würdest, an diesem Tag, was zum Frieden dient.*¹¹

Schwer fällt es im diplomatischen Verkehr zwischen den Staaten, wenn in der Vergangenheit oder in der Gegenwart Kriegsverbrechen das gegenseitige Vertrauen zerstört haben, zu sagen: Wir bedauern! Und dabei auch der Wahrheit die Ehre zu geben und die bedauerten Gräueltaten zu benennen. Wie hilfreich aber, wie sehr dem Frieden dienlich wäre es! Nicht das Verlangen nach Aussöhnung prägt jedoch die Verhandlungen auf dem Feld der Politik, so gut wie immer geht es dort darum, die eigenen Interessen zu wahren, Zugeständnisse, vielleicht sogar Eingeständnisse nur in der Absicht zu machen, dafür an anderer Stelle etwas herauszuschlagen. Schwere Kriegsverbrechen, die Ausrottung ganzer Dörfer, Folter, Geislerschießungen werden geleugnet, von den Tätern jahrzehntelang verschwiegen, ignoriert oder bagatellisiert nur, weil Politiker offenbar nichts mehr fürchten als - vermeintlich - ihr Gesicht zu verlieren, das sie doch allererst gewinnen könnten, wenn sie bei der Wahrhaftigkeit blieben. Nicht selten sind die Täter auch Opfer und die Opfer wurden zu Tätern. Gerade in diesen komplexen Fällen können nur die Aussöhnung und die Vergebung in einer Haltung der Demut zum Frieden führen.

Auf denen, die sich vom Kind in der Krippe auf den Weg zum Frieden weisen lassen, die, nach Aussöhnung und Vergebung verlangend, selbst bereit sind, zu vergeben, liegt die Verheißung des inneren und äußeren Friedens auf Erden und die des himmlischen Glanzes, der den Hirten auf dem Felde zuteil wurde, die Verheißung der Herrlichkeit und Ehre, eines besseren, reineren, klaren Ichs. In diesem Bewusstsein und mit dieser Hoffnung wollen wir im Advent auf Weihnachten zugehen und dann Weihnachten feiern als Fest der Geburt Jesu Christi, der uns den Weg zum Frieden gelehrt hat und der ihn selbst gegangen ist. Amen.

¹¹ Lk 19,42; Übersetzung in Anlehnung an Jens 1998 (wie Anm. 1). S. 323.

Jesus und Nikodemus - Die Frage nach dem Erkennen Gottes

Andreas Susenbeth

Predigttext (Johannes 3, 1-12)

Nun war da unter den Pharisäern ein Mann namens Nikodemus, ein Mitglied des Hohen Rates der Juden; dieser kam zu Jesus bei Nacht und sagte zu ihm: "Rabbi (=Meister), wir wissen: du bist als Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann solche Wunderzeichen tun, wie du sie tust, wenn Gott nicht mit ihm ist." Jesus gab ihm zur Antwort: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Wenn jemand nicht von obenher (oder: von neuem) geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Nikodemus entgegnete ihm: „Wie kann jemand geboren werden, wenn er ein Greis ist? Kann er etwa zum zweitenmal in den Schoß seiner Mutter eingehen und geboren werden?“

Jesus antwortete: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Wenn jemand nicht aus (oder: durch) Wasser und Geist geboren wird, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. Was aus dem (oder: vom) Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist. Wundere dich nicht, dass ich zu dir gesagt habe: Ihr müsst von obenher (oder: von neuem) geboren werden. Der Wind weht, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er fährt. Ebenso verhält es sich auch mit jedem, der aus dem Geist geboren ist“. Nikodemus entgegnete ihm mit der Frage: „Wie ist das möglich?“ Jesus gab ihm zur Antwort: „Du bist der Lehrer Israels und verstehst das nicht? Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Wir reden, was wir wissen, und geben Zeugnis von dem, was wir gesehen haben, und doch nehmt ihr unser Zeugnis nicht an. Wenn ich von den irdischen Dingen zu euch geredet habe und ihr nicht glaubt: wie werdet ihr da glauben, wenn ich von den himmlischen Dingen zu euch rede? (Übersetzung nach Menge)

Vorbemerkung

Von einem Wissenschaftler wird man erwarten, dass er besonders sorgfältig und umfassend zu Werke geht und alles berücksichtigt, was für den vorgenommenen Gegenstand von Bedeutung ist. Es ist besondere Sachkenntnis, evt. auch langjährige

Erfahrung erforderlich, um dies leisten zu können. Er sollte erst dann seine Ergebnisse vortragen, wenn er *lege artis* vorgegangen ist, also sorgfältig geforscht und seine Überlegungen und Ergebnisse mit denen anderer verglichen und bewertet hat. Dies kann ich als Naturwissenschaftler auf dem Gebiet der Theologie und der Bibelauslegung aber nicht vorweisen. Ich möchte daher als Laie Ihnen einige Ergebnisse meines Nachdenkens über diesen Text vortragen. Ich bin dabei sehr selektiv vorgegangen und habe im wesentlichen nur *einen* Aspekt dieses Textes ausgewählt, den ich näher betrachten werde. Die Notwendigkeit einer ergänzenden, fundierten Auslegung bleibt daher bestehen, und um eine eigenständige Beurteilung meiner Ausführungen muss ich Sie bitten.

Einführende Anmerkungen

Nikodemus, ein Mitglied des Hohen Rats, der geistigen und theologischen Elite mit weitreichenden Machtbefugnissen, kommt des Nachts zu Jesus und sagt: „*Rabbi, wir wissen, du bist als Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann solche Wunderzeichen tun, wie du sie tust, wenn Gott nicht mit ihm ist.*“ Er beginnt nicht mit einer Frage, sondern mit einer Feststellung, was von Bedeutung ist, weil sie zeigt, dass es eigentlich keinen Zweifel gab, wer Jesus war. (Auch redet er von „wir“ und bezieht damit andere, vielleicht sogar die Mehrheit der Mitglieder mit ein. Es gab ja andererseits öffentliche Auseinandersetzungen, in denen er nachweisen sollte, in welchem Auftrag oder mit welcher Befugnis er redet und handelt.)

Jesu Antwort ist nun keine auf eine direkte Frage, aber offensichtlich eine Antwort auf eine Frage, die Nikodemus umtreibt. Was mag wohl die Frage des Nikodemus sein? Ich meine folgendes herauszuhören: Wie handelt Gott heute? Wo ist das Reich Gottes? Wie kann ich es erkennen? Das Wissen über Gottes Handeln in der Geschichte und seine Offenbarungen garantiert nicht, auch das aktuelle Handeln Gottes zu sehen, geschweige es zu verstehen. Nikodemus versteht aber auch die Antwort Jesu nicht: Ich kann nicht verstehen, wie man von oben und damit auch von neuem geboren werden kann; ich kann nicht begreifen, was das für ein Mensch ist, der aus dem Geist geboren ist, dessen Beweggründe nicht erkennbar sind.

Dazwischen ist nun eine persönliche Anrede Jesu an Nikodemus eingefügt: „*Du bist der Lehrer Israels und verstehst das nicht?*“ Ich habe den Eindruck, dass Jesus ihn durch diese Frage nicht in Verlegenheit bringen will, sonst würde er gesagt haben, so könne er kein Lehrer Israels sein. Er belässt ihn in seiner Aufgabe und Verantwortung. Er stellt fest, wie er dies auch an anderer Stelle tut, wo er sagt, dass er keinen Glauben in Israel findet oder seine Jünger ihn nicht verstehen. Man kann fast den Eindruck gewinnen, Jesus sei gar nicht verwundert, dass Nikodemus heimlich zu ihm kommt. Hier ist nicht der Zeitpunkt, den Kampf mit der Lehre der Pharisäer fortzuführen. Hier geht es um diese Frage des Nikodemus, wie und durch wen Gott heute handelt, und

vor allem, wie und woran er dies sehen und erkennen könne. Gott handelt, das ist für Nikodemus keine Frage, aber er erkennt es nicht.

„ ... und doch nehmt ihr unser Zeugnis nicht an.“

Ich möchte nun folgende Sätze näher betrachten: *„Wir reden, was wir wissen, und geben Zeugnis von dem, was wir gesehen haben, und doch nehmt ihr unser Zeugnis nicht an. Wenn ich von den irdischen Dingen zu euch geredet habe und ihr nicht glaubt: wie werdet ihr da glauben, wenn ich von den himmlischen Dingen zu euch rede?“*

Dies ist nun die Antwort auf die Frage von Nikodemus 'Wie kann man von neuem geboren werden?' und 'Wie ist es möglich, vom Geist bestimmt zu sein?'. Jesus begründet und argumentiert in diesem Gespräch nicht aus den Schriften heraus, um Nikodemus zu überzeugen. Das wäre aus unserer Sicht eigentlich das Naheliegende und für eine solche Person wohl das Überzeugendste. (Man vergleiche die Auslegung und das Erschließen der Schriften für die „Emmausjünger“.) Jesus geht davon aus, dass Nikodemus dies alles bekannt ist. Das weiß ich ja alles, hätte möglicherweise Nikodemus entgegnet, wenn er Mose und die Propheten zitiert hätte. Wir werden dabei an die Aussage des „reichen Jünglings“ erinnert, der sagte: „dies alles habe ich gehalten von Jugend an“, und an das Wort Jesu: Eins fehlt dir. Jesus lenkt die Frage weg **vom Wissen und Erkennenkönnen** („wir wissen: du bist als Lehrer von Gott gekommen“) **zum Erkennenwollen** („und doch nehmt ihr unser Zeugnis nicht an“).

Ich möchte im ersten Teil meiner Auslegung an diese Ablehnung erinnern, die wie ein roter Faden das Alte und Neue Testament durchzieht und in dem Wort Jesu einen Höhepunkt findet: *„Jerusalem, Jerusalem, die du tötetest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küken versammelt unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt!“* (Matthäus 23, 37). In Jeremia 7, 23-25 heißt es: *„... dies habe ich ihnen geboten: Gehorcht meinem Wort, so will ich euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein; wandelt ganz auf dem Wege, den ich euch gebiete, auf dass es euch wohlgehe. Aber sie wollten nicht hören noch ihre Ohren mir zukehren, sondern wandelten nach ihrem eignen Rat und nach ihrem verstockten und bösen Herzen und kehrten mir den Rücken zu und nicht das Angesicht. Ja, von dem Tage an, da ich eure Väter aus Ägyptenland führte, bis auf diesen Tag habe ich immer wieder zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten. Aber sie wollen mich nicht hören noch ihre Ohren mir zukehren, sondern sind halsstarrig und treiben es ärger als ihre Väter.“* Und etwas später in Kapitel 8, 4-7: *„So sprich zu ihnen: So spricht der Herr: Wo ist jemand, wenn er fällt, der nicht gern wieder aufstünde? Wo ist jemand, wenn er irregeht, der nicht gern wieder zurechtkäme? Warum will denn dies Volk zu Jerusalem irregehen für und für? Sie halten so fest am falschen Gottesdienst, dass die nicht umkehren wollen. ... Der*

Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, Turteltaube, Kranich und Schwalbe halten die Zeit ein, in der sie wiederkommen sollen; aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen.“ Ähnliche Aussage lassen sich in großer Zahl im Alten Testament finden. Häufig sind sie verbunden mit dem unaufhörlichen Bemühen Gottes um sein Volk, es wieder zurückzubringen. Und Stephanus sagt in seiner Verteidigungsrede: *„Ihr Halsstarrigen, mit verstockten Herzen und tauben Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, so auch ihr.“* (Apostelgeschichte 7, 51)

Daher lehnt Jesus alle an ihn gerichteten Forderungen ab, seine Mission zu beweisen, um an ihn zu glauben oder glauben zu können: Nur ein abtrünniges Geschlecht, also eines, das weiß, wovon es abgefallen ist, fordere Zeichen. Denn dass selbst außergewöhnliche Geschehnisse und Beweise nicht zu einer Anerkennung führen, bringt Jesus mit Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus zum Ausdruck. Dort erhält der Reiche, als er Abraham bittet, seine noch lebenden Brüder warnen zu lassen, indem er den Lazarus schickt, die Antwort: *„Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn jemand von den Toten auferstünde.“* (Lukas 16, 31)

Die Frage nach Gott heute

Ich brauche nicht auszuführen, dass sich heute „die Frage nach Gott“ ganz anders stellt. Es geht nicht darum, den Willen Gottes zu erkennen oder „einen gnädigen Gott“ zu bekommen. Dies dürften die heutigen Fragen sein: Gibt es einen Gott überhaupt? Wenn in verschiedenen Religionen nach Gott gesucht wird, ist es dann immer auch derselbe? Ist die Vorstellung von Gott eine zeit- und kulturell bedingte, brauchen wir heute eine ganz andere Gottesvorstellung? Hat die atheistische Linie der Aufklärung recht, dass der Mensch sich lösen müsse von der religiösen Bevormundung, um ein freies und selbstbestimmtes Leben zu führen? Ist die Religion ein Machinstrument der Herrschenden, die Menschen in ihrem Gewissen zu binden und manipulierbar zu machen? War der Gottesglaube Opium des Volkes, um die Verknechtung und die Entfremdung von einem guten Leben ertragen zu können? Hat die Gottesvorstellung auch in heutigen Wohlstandsgesellschaften eine Berechtigung, weil die Wissenschaft doch nicht alles erklären kann und nicht alles im Leben beherrschbar ist? (Die Religion könnte also das ausfüllen, was die Wissenschaft ihr übrig lässt.) Ist die Gottesvorstellung notwendig, damit mit der Frage nach dem Sinn unserer Existenz überhaupt umgegangen werden kann? Es ist erkennbar, dass diesen Fragen häufig zugrunde liegt, dass der Mensch sich aus den verschiedensten Gründen eine überirdische jenseitige Welt erschaffen hat oder hat erschaffen müssen.

Diese Sichtweise steht aber mit einer lebendigen Religion nicht in Übereinstimmung. In einer gelebten Religion ist die Richtung eine umgekehrte: Gott ist der Schöpfer, dem der Mensch seine Existenz verdankt, der sein Schicksal bestimmt, und dem er

gegenüber verantwortlich ist. Alles, was der Mensch denkt, anstrebt und tut, hat direkt mit Gott zu tun. Entscheidungen im mitmenschlichen, wirtschaftlichen wie politischen Bereich, also alles Diesseitige ist gerade nicht außerhalb der Religion, sondern erhält von ihr eine Einordnung und den Wert im Leben. Deutlich ist dies in der Aussage des Paulus: „*Ob ihr nun esst oder trinkt oder was ihr auch tut, das tut alles zu Gottes Ehre.*“ (1. Korinther 10, 31). Religiöse Überlieferung aber ist in der Moderne nicht mehr Grund und Orientierung in der Frage nach Gott noch für eine persönliche Gewissheit. Es scheint so zu sein, dass dieser Grund einerseits mit dem Verlust kirchlicher Autorität ebenfalls verloren geht, oder der Kirche wird in einer modernen Gesellschaft eine bestimmte Funktion zugewiesen, die religiösen Bedürfnisse der Menschen zu decken oder Hilfen bei Schicksalsschlägen anzubieten. Hier kann sie sogar mit einer Anerkennung der Öffentlichkeit rechnen.

Gott denken?

Wenn eine Begründung mit der religiösen Überlieferung nicht mehr möglich ist und die säkulare Gesellschaft der Kirche Platz und Aufgaben zuweist, gibt es dann noch eine eigene, nach außen vertretbare Begründung für eine wirkliche Religion, die sich nicht auf ihre in sich geschlossene Welt zurückzieht, dort zwar mit ihren eigenen Voraussetzungen im Einklang, aber in einer Sonderwelt lebt? Da die *Ratio* in der säkularen Welt den entscheidenden Platz einnimmt (man müsste eigentlich sagen, dass sie dies vorgibt), ergibt sich die Frage, ob Religion auch vor dieser „Autorität“ bestehen kann. Ich möchte dies zugespitzt so formulieren: **Gibt es eine Notwendigkeit im Denken, Gott zu denken?** oder: denken wir in unserem wissenschaftlichen Denken nur einen Teil der Wirklichkeit?

Es gibt schon in der Bibel Hinweise auf Gotteserkenntnis durch die natürliche Vernunft: „*Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott.*“ (Psalm 14, 1). Es ist hiernach unvernünftig, die Existenz Gottes zu leugnen, unabhängig davon, ob ich bereit bin, ein diesem Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Auch Paulus geht davon aus, dass die Heiden Gotteserkenntnis haben, er hält ihnen nur ihren Ungehorsam vor, nicht gemäß dieser Erkenntnis zu leben: „*Denn was man von Gott erkennen kann, ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart. Denn Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit der Schöpfung der Welt ersehen aus seinen Werken, wenn man sie wahrnimmt, so dass sie keine Entschuldigung haben.*“ (Römer 1, 19-21). Ein Resultat der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Natur und des Kosmos ist damit Erkenntnis Gottes. Direkte Gottesoffenbarungen wie beispielsweise am Berg Horeb Mose gegenüber zeigen über dies hinaus den konkreten Willen für bestimmte Situationen.

Dies wird einen Nicht-Gläubigen kaum überzeugen können, da diese Aussagen zur Gotteserkenntnis aus der Naturbeobachtung von der Religion selbst aufgestellt sind,

und damit eine mögliche Absicht nicht ausgeschlossen werden kann. Auch der Hinweis, dass es unter außergewöhnlichen Wissenschaftlern gläubige Menschen gegeben habe, hilft nicht weiter, denn dies besagt nur, dass beides in einem Menschen gleichzeitig vorkommen kann. Nur der zu erbringende Nachweis, dass der Glaube die Erkenntnis und die Forschung den Glauben wesentlich bedingt haben, wäre weiterführend. - Wir müssen uns daher nach Denkern umsehen, bei denen allgemein anerkannt ist, dass ihre Erkenntnisse ausschließlich auf reinem Denken beruhen. Ich werde Gedanken Kants, Heideggers und Hegels aufgreifen (sie aber wegen meiner laienhaften Kenntnisse nur unzureichend interpretieren können), und hieran zu zeigen versuchen, dass zwar ein Ausschließen des Gedankens Gott im naturwissenschaftlichen Denken innerhalb seiner Grenzen methodenbedingt notwendig oder zulässig ist, keineswegs aber in der Forderung nach voraussetzungsloser Erkenntnis begründet werden kann, und ein generelles Ausschließen eine ganz andere Ursache haben könnte.

Immanuel Kant schreibt in der Kritik der reinen Vernunft: „*Dass alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren? ... Wenn aber gleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Denn es könnte wohl sein, dass selbst unsere Erfahrungserkenntnis ein Zusammengesetztes aus dem sei, was wir durch Eindrücke empfangen, und dem, was unser eigenes Erkenntnisvermögen (durch sinnliche Eindrücke bloß veranlasst) aus sich selbst hergibt, ... Man nennt solche Erkenntnisse a priori und unterscheidet sie von den empirischen, die ihre Quellen a posteriori, nämlich in der Erfahrung, haben.*“

„*Vermittelst des äußeren Sinnes stellen wir uns Gegenstände als außer uns und diese insgesamt im Raume vor. Darin ist ihre Gestalt, Größe und Verhältnis gegen einander bestimmt oder bestimmbar. ... Allein es ist doch eine bestimmte Form, unter der die Anschauung ihres inneren Zustandes allein möglich ist, so dass alles, was zu den inneren Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorgestellt wird. ... Was sind nun Raum und Zeit? Sind es wirkliche Wesen? ... Der Raum und die Zeit sind keine empirischen Begriffe. ... **Raum und Zeit sind notwendige Vorstellungen a priori, die allen äußeren Anschauungen zum Grund liegen.***“

Empirische Erkenntnis nach Kant heißt demnach, das zu erkennen, was den Dingen an Raum und Zeit zukommt oder was an ihnen Raum und Zeit ist, und damit mit dem korrespondiert, was an Voraussetzungen zur empirischen Erkenntnis in uns vorhanden ist, nämlich die Vorstellungen Raum und Zeit. Über das eigentliche Wesen der Dinge kann keine Aussage gemacht werden. Nach Kant ist demnach in jeder Wissenschaft so viel Wissenschaft enthalten, wie in ihr Mathematik enthalten ist. Weil nun metaphysische Dinge sich den Kategorien von Raum und Zeit entziehen und nicht mathematisierbar sind, ist eine wissenschaftliche Erkenntnis nicht möglich. Es scheint

- meiner Kenntnis nach - das Anliegen Kants zu sein, zunächst nachzuweisen, dass die Metaphysik nicht den gleichen Anspruch auf gesichertes Erkenntnis erheben kann wie die empirischen Wissenschaften; er setzt ihr daher diese absolute Grenze. Diese Grenzziehung ist jedoch, wie wir gleich sehen werden, auch für die empirische Wissenschaft von Bedeutung.

Kant fragt nun, worin der Nutzen für die Metaphysik liegt, die spekulative Vernunft angewiesen zu haben, sich niemals über die Erfahrungsgrenze hinaus zu wagen. Die Erweiterung über die Erfahrungsgrenze hinaus wäre eine Verengung ihres Vernunftgebrauchs, indem sie „**die Grenzen der Sinnlichkeit über alles zu erweitern und so den reinen Vernunftgebrauch gar zu verdrängen drohen. Daher ist eine Kritik, welche <den spekulativen Vernunftgebrauch> einschränkt, sofern zwar negativ, aber, indem sie dadurch zugleich ein Hindernis, welches den Gebrauch der <spekulativen Vernunft> einschränkt oder gar zu vernichten droht, aufhebt, in der Tat von positivem und sehr wichtigem Nutzen.**“ Dieser scheinbar negative Aspekt seiner Kritik, dass die spekulative Vernunft die Erfahrungsgrenze niemals überschreiten und sich nicht auf das Gebiet der empirischen Wissenschaft begeben dürfe, wird also dadurch positiv, weil sie sich sonst den in Raum und Zeit erkennbaren Gesetzen unterwerfen müsste, was doch außerhalb ihres Bereichs liegt, und sie dadurch in Widersprüche mit sich selbst geraten würde. Diese Grenze setzt Kant nun der Metaphysik, aber dadurch auch der empirischen Wissenschaft, nämlich dass ihre Erkenntnisse auf den sinnlichen Erfahrungsbereich in Raum und Zeit beschränkt sind, und - das möchte ich sinngemäß hinzufügen – dass auch sie sich niemals über diese Grenze hinaus wagen sollte. Das Anerkennen einer solchen Grenze auch für die empirischen Wissenschaften heißt, dass es jenseits etwas anderes gibt, dessen Bedeutung Kant in keiner Weise „eingeschränkt oder gar vernichtet“ sehen will.

Herr Kollege Kürzdörfer hat mich gebeten, falls möglich in meiner Ansprache auch auf das Darwinjahr Bezug zu nehmen. Das möchte ich gerne tun, da ein unmittelbarer Anknüpfungspunkt zu unseren Überlegungen vorhanden ist. Die Frage, die sich durch die Evolutionstheorie stellt, ist nicht, ob es biologische Evolution gibt und wie neuere Befunde zu bewerten sind, das müssen wir, wie in jedem anderen Gebiet auch, den Fachkundigen überlassen, sondern, ob sich alles Leben aus dem Einzeller entwickelt hat und zwar ausschließlich nach dem Prinzip Mutation und Selektion, dass dieser wiederum ohne äußere steuernde Kräfte aus organischen Verbindungen entstanden ist, und diese aus anorganischen Stoffen. Einen Gedanken Kants möchte ich aufgreifen, der sich auf eine entscheidende Voraussetzung der Evolutionstheorie bezieht: „**Denn nehmt erstlich an, die Welt habe keinen Anfang, so ist sie für euren Begriff zu groß; denn dieser <Begriff>, welcher in einem successiven Regressus besteht, kann die ganze verflossene Ewigkeit niemals erreichen. Setzet, sie habe einen Anfang, so ist sie wiederum für euren Verstandesbegriff in dem notwendigen empirischen Regressus zu klein. Denn weil der Anfang noch immer eine Zeit, die vorhergeht, voraussetzt, so ist der noch nicht unbedingt, und das Gesetz des empirischen Gebrauchs des Verstandes**

legt es euch auf, noch nach einer höheren Zeitbedingung zu fragen, und die Welt ist also offenbar für dieses Gesetz zu klein. “

Ich deute dies so, dass die Frage des Anfangs, damit verbunden die Frage nach der möglichen Ursache für diesen Anfang, die wiederum auch die weitere Entwicklung bestimmt haben wird und dann nicht ohne diese zu deuten wäre, sich der Erkenntnismöglichkeit der empirischen Wissenschaften prinzipiell entzieht. Wer dies nicht beachtet, überschreitet die oben aufgezeigte Grenze, obwohl diese sich zwangsläufig aus dem „empirischen Gebrauch des Verstandes“ ergibt. Wer dies dennoch tut, verlässt den Boden der Wissenschaft und entwertet wissenschaftliches Erkennen, weil er die Wissenschaft zu Aussagen über Dinge verleitet, die sie nach ihren eigenen Voraussetzungen nicht machen kann. (In gleicher Weise hat dies Kant ja für die Metaphysik aufgezeigt.) Auf eine solche klare Grenzziehung scheint es bei der Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Metaphysik anzukommen und hier muss eine Kritik ansetzen. Diese Grenze dürfte überschritten sein, wenn die Sicht des Evolutionsbiologen **Theodosius Dobzhansky: „Nothing in biology makes sense except in the light of evolution“** nicht nur auf die beobachtbaren Entwicklungen angewendet wird, sondern gefordert wird, dass diese als die einzig wissenschaftlich gültige Erklärung der Entstehung und Entwicklung des Lebens anzusehen ist und von der Wissenschaft offensiv zu vertreten sei. Diese Sicht ist als Hypothese unter Nennung ihrer Voraussetzungen zulässig, ist aber als eine solche zu kennzeichnen.

Den zweiten Philosophen, den ich anführen möchte, ist **Martin Heidegger**. Nach Heidegger ist Denken mehr als nur das logische Verknüpfen von Beobachtungen, daher die Wissenschaft auch nur eine bestimmte Form des Denkens praktiziere. Eine große Rolle spiele die Beziehung des Denkenden zum Gegenstand seines Denkens, denn **nur das, was wir mögen, vermögen wir auch zu erkennen**. Nur von einer Sache, deren wir uns mit Interesse zuwenden und um die wir uns bemühen, werden wir auch tiefere Kenntnisse erhalten. Etwas ähnliches wird Blaise Pascal meinen, wenn er sagt, dass man nur mit dem Herzen gut sieht, d.i. erkennt. Das führt auch weiter zu der Frage, welchen Aufgaben sich die heutige Wissenschaft stellt und welche sie der Mühe für Wert erachtet und welche nicht. Die Wissenschaft ist aufgrund ihres Vorgehens objektiv, in der Auswahl ihrer Objekte ist sie es nicht. Wenn das Erkennen des Menschen sich auf das empirisch Erkennbare in Raum und Zeit beschränkt, nicht, weil das empirische Erkennen nur hierin sein Tätigkeitsfeld sieht und seine Grenze nicht überschreiten darf, sondern weil nur dies die einzige und ganze Wirklichkeit ausmache, oder der Denkende sich nicht von der Gottesfrage betreffen lassen will, werden Gott als Denkmöglichkeit und Erkenntnisse über die reine Physis hinaus immer ausgeschlossen sein.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel geht in gewisser Weise – ich möchte es wiederholen, meiner sehr begrenzten Kenntnis nach - über Kant hinaus, nicht indem er die Voraussetzungen und Grenzen empirischer Erkenntnis in Raum und Zeit, wie dies

Kant entwickelt hat, in Frage stellt, aber den allgemeinen Zweifel (den Kant nicht geteilt hat) an einer ebenfalls zuverlässigen Erkenntnismöglichkeit metaphysischer Gegenstände wiederum anzweifelt. In der Einleitung zur Phänomenologie des Geistes beschäftigt er sich mit dem Erkennen dessen, was in Wahrheit ist. Er sagt, dass es gemäß der üblichen Vorgehensweise als notwendig erachtet wird, zunächst das, womit erkannt wird, auf seine Angemessenheit dem Gegenstand gegenüber zu prüfen. Es werde dann gefolgert, dass kein Erkenntniswerkzeug dem Absoluten angemessen sein kann, weil damit die Erkenntnis über dem zu Erkennenden stehen würde; eine Erkenntnis durch den Menschen ist daher unmöglich. Der Versuch des endlichen menschlichen Erkenntnisapparats könne bezüglich des Absoluten nur Irrtümer hervorbringen. Er fragt nun, ob dieses Misstrauen in das Erkennenkönnen selbst ein Irrtum ist. Denn dies Vorgehen setze voraus, dass wir eine Vorstellung vom Erkennen als einem Werkzeug haben und eine Trennung von uns selbst mit diesem Erkennen besteht. Das Absolute stehe auf der einen Seite und das Erkennen auf der anderen Seite für sich. Damit ergebe sich aber der Widerspruch, dass das Erkennen als etwas Reelles angesehen wird, das zwar außerhalb des Absoluten und der Wahrheit, **aber außerhalb der Wahrheit doch wahrhaft** sei. Er geht dann noch einen Schritt weiter und merkt kritisch an, dies sei wohl eine Annahme, wodurch das, was sich Furcht vor dem Irrtume nenne, sich eher als Furcht vor der Wahrheit zu erkennen gebe.

Schluss

Kant fordert die klare Trennlinie zur exakten empirischen wissenschaftlichen Erkenntnis, die Existenz eines „Jenseitigen“ und die Notwendigkeit einer Metaphysik zieht er in keiner Weise in Zweifel. Heidegger zeigt auf, dass das ausschließlich an der Empirie orientierte Denken den Erkenntnishorizont der Wissenschaft einschränkt. Hegel stellt die Richtigkeit einer abstrakten Trennung von empirischer Erkenntnis und Wahrheitserkenntnis in Frage. Hieraus möchte ich den Schluss ziehen und damit komme ich auf die oben gestellte Frage zurück, dass allein aufgrund des reinen Denkens die Wissenschaft (wie wir sie heute verstehen) nicht ohne Voraussetzungen arbeitet, sie nur einen Teil der gesamten Wirklichkeit in den Blick nehmen kann, und Aussagen jenseits ihrer Grenze durch sie nicht möglich sind. Die Feststellung, dass es kein voraussetzungsloses Erkennen gibt, führt zur Erkenntnis, dass wir hinter diese Voraussetzungen, da sie sich möglicher Erfahrung entziehen, nicht blicken können, denn anderenfalls wäre ein solche Realität nach Kant „für allen euren Begriff ... zu groß“.

Mit meinen hier vorgetragenen Überlegungen habe ich einerseits daran erinnert, dass Menschen Göttliches ablehnen können, obwohl sie vorgeben, demgemäß zu leben, und sich damit im Widerspruch mit ihren eigenen Vorgaben befinden. Andererseits habe ich zu zeigen versucht, dass in analoger Weise aber auch diejenigen, die von sich behaupten, objektiv und ohne religiöse Vorgaben zu denken und daher den

metaphysischen Bereich meinen in dem Sinne ausschließen zu können, dass es diesen gar nicht gibt, einen vergleichbaren Fehler wie erstere begehen, indem sie das ablehnen, was eigentlich aufgrund des Denkens (dem allein sie vorgeben verpflichtet zu sein) einzusehen wäre, nämlich dass das Denken immer von nicht mehr hinterfragbaren Voraussetzungen ausgeht und nicht hinter diese Grenze zurückgehen kann, und dass daher unser objektivierbares empirisches Erkennen sich nur innerhalb der Grenzen von Raum und Zeit vollzieht.

Auf diesem Hintergrund gewinnt nun die Antwort Jesu, die er Nikodemus auf seine Frage gab, einen eigentümlichen Aspekt: die Ablehnung bestimmter Resultate des Denkens (diese möchte ich zu den „irdischen“ Dingen zählen) steht hier in Beziehung zur Einsicht (oder zum Nicht-Wahrnehmen- bzw. Nicht-Erkennenkönnen) auch „himmlischer“ Dinge: *„Wahrlich, wahrlich ich sage dir: Wir reden, was wir wissen, und geben Zeugnis von dem, was wir gesehen haben, und doch nehmt ihr unser Zeugnis nicht an. Wenn ich von den irdischen Dingen zu euch geredet habe und ihr nicht glaubt: wie werdet ihr da glauben, wenn ich von den himmlischen Dingen zu euch rede?“* Amen.